

Fabian Stendtko • Im Auge des Windes

Fabian Stendtko
Im Auge des Windes

Ein Abenteuer-Roman

Ebenfalls von Fabian Stendtko
*Heruntergeleiertes
Schmackofatz*

I. Auflage November 2021

Alle Rechte vorbehalten

Copyright © 2021

Coverbild u. Illustrationen: Fabian Stendtko

Druck u. Bindung: Books on Demand GmbH

Auch als eBook erhältlich

ISBN: 9783755738237

www.stendtko.de

Meinen abenteuerlustigen Jungs

Tag I

Kapitel eins
FAHRT AUFNEHMEN

Noch war Zeit. Lange hatte Jonas auf diesen Augenblick hingefiebert und nun stand er kurz bevor. Mit angewinkelten Knien und in kurzer Hose saß er wartend auf dem geriffelten Metallboden, der an einigen Stellen bereits leichten Rost ansetzte und dort von seinem ursprünglich ockergelben Pastellton in ein rötliches Braun überging. Gedankenvertieft betrachtete er seine zahlreichen Schürfnarben auf den Knien, erinnerten diese ihn doch an einige der schönsten Augenblicke in seinem noch jungen Leben.

Diese da erzählte so manche lustige Geschichte aus dem steinigen Bachlauf, den sie immer als Abkürzung in den Bretterbudenwald nutzen, und jene dort, an seinem anderen Bein, erinnerte ihn an die sommerlichen Kletterabenteuer. Die längste und tiefste von ihnen aber zog sich quer über das rechte Schienbein, diese hatte er als Erinnerungsstück von einem waghalsigen Seifenkistenrennen mitgebracht.

Jonas Rücken lehnte am kühlen Metallrahmen des Bettes, welches gerade genug Platz für einen schmalen

Hering wie ihn bot. An nicht wenigen Stellen blätterte bereits die graue Farbe ab. Auf beiden Längsseiten war die Liegefläche durch ein doppelgitteriges Bettgeländer eingerahmt, welches Jonas aus dem Krankenhaus vertraut war. Wie zuletzt, als er nach seinem Fahrradsturz eine Nacht dort verbringen musste. Vorsichtshalber. Naja, und eigentlich auch unverschuldet, schließlich hat so ein Hinterreifenplatzer selbst den geübtesten Fahrer schon einmal vom Sattel gerissen.

Jonas spürte, wie das harte Gestell auf seine Wirbelsäule drückte. Um die Szenerie eines Krankenzimmers weiter zu komplettieren, fehlten nur noch die Beinbügelgurte und ein in Klarsichthülle gepacktes und mit einer Schnur am Rahmen befestigtes Karteikärtchen, auf dem alle, die ihn hier besuchen würden, in vertrauter Schreibmaschinenschrift lesen könnten:

Jonas Karlkvist, geb. am 07.04.2010
Sternzeichen Widder. Abenteurer und großer Bruder.
Leibgericht: Spaghetti.

Anders als er es vom Hospital kannte, duftete das Bett jedoch erfreulich frisch und die Matratze erweckte einen durchaus passablen Eindruck, sodass es sich hier entgegen der ersten Betrachtung sicher angenehm schlafen ließ. Die Müdigkeit würde ihn in den nächsten Tagen ohnehin einholen. Und die gewöhnungsbedürftigen

Gitter? Nun ja, als Schutz vor dem Hinausfallen würden sie Jonas vermutlich noch ihren Dienst erweisen; schließlich ließ sich zum jetzigen Zeitpunkt noch nicht sagen, wie Jonas die Nächte in seinem neuen Zimmer verbringen würde. Noch klang es für Jonas ungewohnt: Sein *neues Zimmer*, genau, so durfte man von es von jetzt an mit gutem Gewissen nennen.

Außer einer größeren Holzkiste und einem weißlich-beigen Handwaschbecken, welches durch einen lieblos arrangierten Fliesenspiegel eingerahmt wurde, befand sich auf der rechten Seite des Zimmers, also dort, wo Jonas gerade nachdenklich am Bett lehnte, nichts weiter. Das Waschbecken würde er ohnehin kaum benutzen; die WCs und Duschen waren schließlich direkt nebenan. Und die Holzkiste? Jonas hatte einmal kurz probiert, sie zu öffnen. Es war jedoch vergeblich, sodass sie ihm schnell wieder aus dem Sinn geriet.

Auf der anderen Seite des überschaubaren Raumes, der durch die Eingangstür und das gegenüberliegende, lichtdurchflutete Fenster optisch in zwei etwa gleichgroße Hälften geteilt wurde, befand sich ein mannshoher Kleiderschrank, der zwar nicht viel, aber doch ausreichend Platz und Raum zum Verstauen bot und scheinbar nur darauf wartete, von Jonas bestückt zu werden. Unmittelbar angrenzend daran, in Richtung des Fensters, befand sich ein rechteckiger Schreibtisch aus dunklem Mahagoni-Holz, an dem den Einkerbun-

gen, Kratzern, Wachsflecken und vor allem den unzähligen Glasrändern nach zu urteilen unter Kerzenlicht so manche Nacht durchgearbeitet und Pläne geschmiedet wurden. Als einziger Sitzplatz, abgesehen von Bett und Boden, stand ein windschiefer Holzstuhl zur Verfügung, der trotz – oder gerade wegen – seiner offensichtlichen Abnutzungserscheinungen Jonas in den Bann zog. Ganz sicher hat auf diesem schon so mancher Staatsmann Platz genommen oder ein windiger Unterhändler, der mit Piraten über die Freilassung von Geiseln oder Gold verhandelte.

Und wenn einer von Jonas' Nachmietern diesen Stuhl einmal beäugen wird, wird er in Gedanken vielleicht den inzwischen über alle Grenzen hinweg bekannten elfjährigen Jonas sehen, wie dieser mit Hilfe von Zirkel, Lineal und alten Seekarten dem tobenden Sturm ausgewichen ist, von dem man sich auch Jahrzehnte später noch in alten Hafenkneipen erzählt. Und der größte aller Glasränder, dieser dort, der ist von ihm und seiner eisgekühlten Orangenlimonade.

Jonas dachte daran, dass er hier, in seinem Zimmer, nur übergangsweise wohnte. Genau genommen nur zwei Wochen. Und dann würden sie wieder in die Heimat fliegen. Nach Schweden.

Bis dahin gab es jedoch viel zu erleben! Und einige Aufgaben zu erledigen, nicht zu viele, aber doch ein

paar, da er nur mit einer Sondererlaubnis von der Schule befreit wurde. Für das Fach Schwedisch sollte er die letzte Rechtschreibeinheit wiederholen und eine Art Reisetagebuch führen, in Mathematik ein paar Arbeitsblätter in Geometrie lösen und die Entfernungen zwischen den besuchten Orten berechnen und für Erdkunde ein Referat über Neuseeland und das Südpolarmeer halten. Und für Biologie, das hätte er fast vergessen, natürlich nach Tieren Ausschau halten. Aber das hätte er ohnehin getan.

Trotzdem, und das muss auch erwähnt werden: Muße und disziplinierter Fleiß wären einige der ersten Dinge, die er später als Politiker abschaffen würde. Aber dazu würde es ohnehin nicht kommen, denn eigentlich wollte er ja kein Politiker werden. Eher Schreiner oder so. Oder vielleicht Forscher. Wie Mutter. Irgendwann würde sich seine innere Stimme schon bei ihm melden und ihm den Weg weisen. Erwachsene können sich gar nicht mehr vorstellen, wie weit weg so ein Berufsleben von den wilden Abenteuernachmittagen eines Heranwachsenden ist.

Ganz und gar nicht ungewiss hingegen war die Tatsache, dass es sich an ungewöhnlichen Orten nun mal besser lernen ließ als auf allen Schulbänken der Welt. Und davon ab: Am allerbesten lernte es sich, – wieso waren eigentlich seine Lehrer noch nie dahinterge-

kommen? – wenn niemand befahl, dass man jetzt und hier lernen müsse.

Mathematik zum Beispiel lernte Jonas immer – das heißt, wenn ihm danach war – auf dem Dachboden bei Opa Gustav, der auf einem kleinen Gehöft unweit von Jonas und seiner Familie wohnte und dort neben der Pflege eines schier endlosen Gemüsegartens zwei Schweine und eine beachtliche Menge an Hühnern zu versorgen hatte. Wenn mal wieder eine Klassenarbeit anstand und es am späten Nachmittag bereits dämmerte – und dies tat es bis auf die Zeit um die Sommersonnenwende in Schweden häufig recht früh – pflegte er sich auf Opa Gustavs Dachboden ein kleines Lämpchen anzuzünden und sich einen Sitzsack aus alten Pferddecken zu bauen, auf dem sich herrlich gut Mathematik lernen ließ. Noch herrlicher war es jedoch, die Mathebücher schnellstmöglich wieder auf Seite legen zu können, um Kriminalgeschichten zu lesen oder sich den wirklich wichtigen Dingen im Leben zu widmen. Zum Beispiel dem Schnitzen oder dem Fußballbilder Sortieren.

Anders war es mit der schwedischen Sprache und Literatur. Diese ließ sich auf dem Dachboden keineswegs lernen; das stand fest. Wie auch? Hierzu kam nur ein einziger Ort in Frage: Die kleine Holzveranda vor der Tür, von der aus man einen unverbauten Blick auf den Birnbaum erhaschen konnte und man sich so ver-

gnüßlich oft vor Mücken in Acht nehmen musste. Auch wenn diese Fliegetiere nervig waren, hatten sie doch so manches auf der Habenseite. Ganz weit oben: Die Ansiedlung einer beachtlichen Froschpopulation. Und noch weiter oben: Die Stille vor seiner kleinen Schwester, die Mücken lieber aus der Ferne beobachtete.

Englisch, das ihm Dank seiner Mutter, die halbe Kanadierin war – Jonas hasste diesen Begriff, war sie für ihn doch sowohl ganz-Kanadierin als auch ganz-Schwedin und nichts Halbes – dieses Fach jedenfalls, was ihm folglich bereits mit in die Wiege gelegt wurde, lernte sich am besten unten am Teich, und zwar auf dem selbst errichteten Holzsteg, auf dem er und Opa Gustav immer saßen, wenn sie Forellen angelten oder Papierschiffe auf das Wasser setzen. Oder im Sommer ihren jauchzenden Arschbombenwettbewerb veranstalteten, zu dem alle Kinder aus den umliegenden Höfen eingeladen wurden und der seinen festen Platz im Terminkalender eines jeden Heranwachsenden im Umkreis von fünfzehn Fahrrad-Minuten im östlichen Västmanland besaß. Und wenn es einmal kalt war, auch im Winter musste man schließlich Englisch lernen, machte Jonas es sich immer vor dem knisternden Kamin gemütlich, dann jedoch bei Mutter und Vater im Haus; *Behaglichkeit* würden Erwachsene dieses Gefühl wohl nennen, das ihn auch jetzt augenblicklich überkam, da sich die mit dem Metallboden einhergehende Kühle in seinem

Körper allmählich ausbreitete und er es hier, auf dem Boden, auf einmal unerklärlich gemütlich fand. Wie ähnlich sich wohlthuende Wärme und Kälte doch sind!

Jonas schnitzte derweil mit seinem Taschenmesser aus einem Eibenholz gekonnt ein weiteres Stückchen ab, sodass die Umrisse eines Kiwi-Vogels bereits deutlich zu erkennen waren, und ihm dieser – wenn auch mit dem Schnitzen des Gefieders und des spitzen Schnabels die eigentlichen Prüfungen noch bevorstanden – bereits recht gut gelungen schien.

Die Strahlen der inzwischen tiefer stehenden Sonne fielen bereits bis an den Türschlitz, durch den man, wenn man genau hinsah, ein wahres Durcheinander aus Schuhsohlen und Schatten beobachten konnte. Jonas blinzelte dem Licht entgegen.

Wie wäre es mit etwas Musik? Zeit hatte er ja. Obwohl Vater ihm ans Herz gelegt hatte, die Lautstärke des alten Walkmans – Onkel Nils hatte ihm diesen im April zu seinem elften, seinem letzten, Geburtstag, geschenkt – möglichst nicht bis zum Anschlag aufzudrehen, befand Jonas, dass am heutigen Tag die Musik in voller Lautstärke auszukosten sei; schließlich ist nicht jeder Tag ein Tag für laute Musik.

Es gab die leisen Tage, die durch Bücher und Puzzles gefüllt werden wollten und eben die lauten Tage, an denen mit dem Rad wilde Abhänge hinab gerast oder sonst wie Bauchkribbeln erzeugt wurde. Heute

war es wohl die Aufbruchstimmung, die die Lautstärke vorgab. Heute war ein lauter Tag.

Onkel Nils hatte Jonas extra eine alte *Nirvana*-CD auf Kassette überspielt, die er seit Tagen rauf und runter hörte und in großen Teilen bereits auswendig kannte. Wie ärgerlich, dass es davon nicht mehr gab! Gedankenverloren schloss Jonas die Augen, wippte seinen Kopf im Takt, dem Dave Grohl, der Schlagzeuger der Band, ihm vorgab und sang die Zeilen innerlich mit. Vielleicht etwas lauter, als er dachte.

*Here we are now, entertain us,
I feel stupid and contagious...*

»Jonas, es nervt! Mach die Musik leiser!«

Kaum ertönten die ersten Takte des Refrains, hörte er seine zwei Jahre jüngere Schwester Lia, die lesend auf dem Bett hinter ihm saß und deren Anwesenheit er – entschuldigt bitte! – mal wieder völlig vergessen hatte, dumpf durch seine Kopfhörer befehlen. Schon verrückt, bei seinem kurzen Zimmerrundblick vor wenigen Minuten muss er geistesabwesend durch sie hindurchgeblickt haben.

Kurz öffnete Jonas die Augen, um nachzusehen, ob die Stimme wirklich von Lia kam. Jonas drehte sich um und sah in das fragende Gesicht seiner jüngeren Schwester.

»Geht das nicht etwas leiser?«

Jonas beantwortete ihre Frage stillschweigend, indem er den Lautstärkepegel ein kleines Stückchen verringerte.

Jonas wandte Lia wieder den Rücken zu und blickte auf den alten Meranti-Schrank, der ihm gegenüberstand und dessen Maserungen ihn an die weiten, unregelmäßigen Schlieren im Sand erinnerten, die raue Wellen mit viel Schaum und Muscheln im Gepäck für gewöhnlich erschufen. Erst gestern verbrachten sie den Empfehlungen einer Einheimischen folgend am Allans Beach einige Stunden fernab von anderen Menschen, Straßengeräuschen und Häusern. Papa hatte eigens für diesen Ausflug das kostbare Fernglas eingepackt und für Lia und Jonas einen ganzen Korb frischer Mandarinen mitgenommen. Auch wenn die Anfahrt von Dunedin auf die Otago Halbinsel auf der Karte nur einen Katzensprung entfernt schien, war sie aufgrund der abgelegenen und nur von wenigen Geländefahrzeugen befahrbaren Schotterwege doch lang und beschwerlich. Ständig staubte es und Vater musste wahlweise herumirrenden Schafen oder Schlammputzen ausweichen.

Aber die Anreise war auch lohnenswert, denn hier, auf der Halbinsel, war die Natur doch noch einen Schwung abwechslungsreicher als in Dunedin. Gefühlt, nein ganz sicher sogar, war das Gras hier noch ein Stückchen höher, noch grüner und saftiger und die un-

zähligen Hügel auf seltsame Art und Weise noch geschwungener. So, als wären sie alle von einem Riesen geformt, der mit den Füßen in der wilden Brandung stehend schauerliche Lieder sang und die Anhöhen der Halbinsel mit viel Anmut entwarf. Und dabei vielleicht von zwei noch größeren Riesen begleitet wurde, seinen Eltern womöglich, die hier, mitten in der tasmanischen See, weit weit hinter Australien, gerade die zwei Hauptinseln Neuseelands formten und sich gegenseitig in Kontur und Vielfalt übertrafen.

Jonas sah die drei Gestalten klar vor sich und dachte an die – zugegeben – deutlich kleineren Schneehügel, die er auf den sanft geschwungenen Berghängen im Winter errichtete (und die wahlweise als Sprungschanze oder als zu verteidigende Burg bei einer Schneeballschlacht Einsatz fanden).

Ja, mit Schnee konnte man herrlich schöne Dinge machen und in nicht allzu langer Ferne würde er wohl wieder welchen zwischen seinen Fingern spüren. Endlich. Vielleicht würde er sogar einen Schneemann bauen können, der ihm als Spielpartner eine gelungene Abwechslung bieten würde. Wegen zu lauter Musik würde er sich ganz sicher nicht beschweren, man müsse nur darauf verzichten, ihm mit Holzkohle ein paar Ohren zu formen. Und nebenbei würde er auch nicht so viele Rückfragen wie Lia stellen. Gespräche mit ihm wären zugegebenermaßen recht einseitig, aber darauf kommt

es ja auch nicht an. Wie viele Menschen halten schließlich Fische als Haustiere?

Von Schnee über Fische holten ihn seine Gedanken zurück an den vergangenen Strandtag. Jonas ließ sich von seinen Gedanken leiten und fand sich auf dem Rücksitz des Fahrzeugs wieder. Eingestaubt und durchgeschüttelt erreichten sie – Vater, Lia und Jonas – schließlich einen bewaldeten Parkplatz, auf dem sich bis auf einen in die Jahre gekommenen Surfer-Van kein anderes Fahrzeug befand. Vater parkte den Mietwagen zwischen zwei hoch aus dem Boden ragenden Wurzeln des Pohutakawa-Baumes, der derzeit in voller Blüte stand und dessen rote Früchte ihm, dem Eisenholzbaum, wie er übersetzt aus der Sprache der Maori heißt, den Namen gaben. Unter den ausladenden Ästen war nur wenig Platz vorhanden, gut also, dass ihr Wagen nicht sonderlich hoch war.

Sie stiegen aus. Aus der Ferne vernahmen sie das leise Bellen eines Hundes, das weniger bedrohlich als viel mehr verspielt klang. Bis zu den Dünen war es noch ein gutes Stückchen. Zunächst mussten sie den Aufstieg über eine kleine Weide bewerkstelligen. Der Wind schlug ihnen bereits jetzt vor der Kuppe arg ins Gesicht, sodass sie sich trotz Temperaturen um 24 Grad, was für den neuseeländischen Sommer auf der Südinsel ein wenig zu warm war, die Kapuze ins Gesicht ziehen

mussten. Die Verständigung wurde mit jedem Schritt Richtung Meer schwieriger und ihr Körper und ihre Kleidung fühlten sich – obwohl die Wolken es nicht vermuten ließen – seltsam nass an. Wie nach einem Nieselregen.

Auf dem höchsten Punkt der Düne angelangt, stellten sie schnell fest, dass nicht etwa ein unverhoffter Sommerschauer, sondern die raue Brandung, die sich ihnen aufgrund der einsetzenden Flut nur wenige Meter entfernt zeigte, der Grund für ihre Abkühlung war. So lange Wellen hatte Jonas noch nie gesehen; und selbst Lia, die manche Dinge oft kritisch sah, ließ sich zu der Aussage hinreißen, dass dieser einsame, menschenleere Strand wohl einer der schönsten auf der Welt sein musste. Ja, dieser Strand war wirklich eine Wucht. Der Trampelpfad führte sie durch unzählige Tussokgräser, deren Halme den Borsten von Straßenbesen ähnelten und die in etwa fußballgroßen Büscheln angeordnet waren und aus dem feinen Sand ragten.

Links und rechts taten sich in weiter Entfernung schroffe Felsen auf und der Sand, den sie unter ihren Fußsohlen spürten, war fein und von hellbrauner Farbe. In der Mitte der Bucht betraten sie den Strand.

Nachdem sie auf einer Decke sitzend zwei Wellenreitern – vermutlich war es ihr Van, neben dem sie geparkt hatten – ein Weilchen zusahen und so viele Mandarinen aßen, bis sie Bauchschmerzen bekamen, wurde

das Bellen des Hundes wieder lauter und Jonas konnte links von ihm klar und deutlich erkennen, wie sich drei – sah er richtig? – Steine aus dem Meer bewegten. Zwei große und ein kleiner. Papa griff zum Fernglas, doch ehe er unbeholfen die Abdeckkappen lösen konnte, hatte Lia, die altersbedingt wohl die besten Augen hatte, das Szenario als erste durchblickt:

»Robben, das sind Robben!«, rief sie freudig.

Und auch Jonas konnte nun die Tiere deutlich erkennen.

»Papa, können wir zu ihnen?«, bettelte Lia, und bevor Vater antworten konnte, lief sie bereits auf dem endlosen Strand den Meeressäugern entgegen.

Jonas, der schon viel über Tiere gelesen hatte und bei Frau Ingmarsen, wenn diese denn mal Sachkunde unterrichtete und nicht immer nur malen wollte, häufig gut aufpasste, packte Lia an der Hand und spürte sogleich die Verantwortung, die er über seine kleine Schwester übernahm.

»Das sind Pelzrobben«, rief er Vater im Weglaufen zu, »die tun nichts, wir halten Abstand!«

So ist das nun einmal mit kleinen Schwestern: In dem einen Augenblick vergisst man sie glatt, im nächsten hat man sie an der Hand und gibt auf sie Acht.

Den Blick immer noch auf den Kleiderschrank gerichtet, spürte Jonas wie die betrachteten Astaugen sich

augenblicklich zu bewegen begann, so als würde Robbe um Robbe aus dem Meer steigen, um ihn hier – in seinem Zimmer – willkommen zu heißen. »Nur zu, ihr lieben Robben, kommt herein, aber passt bitte auf die Schleppnetze auf. Die da hinter mir ist Lia, meine kleine Schwester, mein Name ist Jonas. Vorsicht, bitte, rutscht nicht aus!« Hatte er die Sätze wirklich gerade ausgesprochen? Oder war es nur seine Phanatase?

Aus den Augenwinkeln sah er durch das Fenster die größer werdenden Wellen des Meeres auf ihn zuschwappen. Jonas wurde nun vollends aus seinen Gedanken gerissen. »Lia!«, rief er freudig, »es geht los! Lia?« Wo war sie nur? Jonas war scheinbar entgangen, dass seine Schwester bereits das Zimmer verlassen hatte, und so lief er an Deck, um der an Land stehenden Menge vor der Abreise noch einmal zuzuwinken. Schließlich ging die lang ersehnte Expedition zum Südpol endlich los.

Oben angekommen standen bereits seine sich umarmenden Eltern und eine fröhlich lachende Lia an der Reling. Jonas quetschte sich zwischen sie. Aber wo zum Himmel waren die taschentuchschwenkenden Menschen, die Posaunen, die Männer, die ihre Hüte in Luft warfen? Alles, was Jonas aus den Filmen und aus seinen Büchern kannte? Niemand, aber auch wirklich niemand bemerkte, wie die Arctic Hope den Hafen von Dunedin verließ, um die Fahrt Richtung Antarktis aufzunehmen.

Kapitel zwei **OSTWÄRTS**

Inzwischen hatte sich auch Jeff, einer von Mutters Arbeitskollegen und auf dem gleichen Gebiet wie sie forschend, zu ihnen an die hintere Reling gesellt. Gemeinsam sahen sie nun den Wasserwirbeln nach, die die Arctic Hope auf ihrem Weg aus dem langgezogenen Fjord, dem Otago Harbour, hinterließ.

Jonas betrachtete neugierig das ihm dargebotene Wasserspiel und ihm war es, als wenn immer genau jene Verwirbelung, die er gerade verfolgte, unmittelbar bevor sie eins mit dem sanften Ozeanwasser wurde, ihm zublinzelte und einen letzten Gruß in Form eines kurzen, gespiegelten Sonnenstrahls hinterließ. Mal dezent, mal unverfroren, mal freundlich und mal nur ganz kurz und ruppig. Wie Menschen in einer Fußgängerzone, deren Blicke sich kreuzen.

Obwohl sie gerade erst losgefahren waren und die Reise erst jetzt begann, breitete sich in Jonas bereits ein Gefühl des Ankommens aus, was sicher und vor allem daran lag, dass seine Mutter wieder bei ihm war, und die, als hätte sie es gespürt, Jonas augenblicklich an den

Schultern ein Stück fester packte, als es ihm für Jungs in seinem Alter beliebte.

In den vergangenen Monaten hatten sie, also Mutter und Jonas, nur wenig Zeit füreinander, was daran lag, dass Liz – so kürzten Dad und ihre Freundinnen ihren Vornamen, Elisabeth, ab – von Forschungsauftrag zu Forschungsauftrag eilte und nur sehr selten in seiner Nähe, geschweige denn überhaupt in Schweden war. Jonas überlegte kurz, aber ihm war entgangen, wo es sie zuletzt hin verschlug. Er wusste noch, dass es ein Ort in Afrika war, und dass es um die Rodung des Urwaldes ging und Düngemitteln auf Kakaoplantagen und irgendeinen See in der Nähe. Und dass sie seit dieser Reise daheim nicht mehr ihre geliebte Schokolade aßen, oder wenn überhaupt nur noch ganz selten. Dabei war sie doch so lecker – aber wie soll bitte auch ein Elfjähriger nachvollziehen können, dass die linke Schokolade im Regal besser sein soll als die rechte, obwohl diese offensichtlich zehn Mal besser schmeckt?

Jeff und Vater inspizierten derweil das Schiff, indem sie alles anfassten, was sich in ihrer Nähe befand, ganz gleich, ob es schmierig, heiß oder vollkommen uninteressant war. Jonas dachte an all die Männer, die er im Baumarkt beobachten konnte, die jeden Gang abliefen, sämtliche Werkzeuge berührten und begutachteten, teils in Schubladen voller Schrauben griffen, nur um festzustellen, dass es tatsächlich Schrauben waren, und

letztendlich doch nichts kauften, weil sie nichts benötigten.

Während Jeff und Vater in immer tiefere Fachsimpelei verfielen und sich dabei wie von einer unsichtbaren Hand geleitet über Deck führen ließen – und Mutter und Lia allmählich in den Schiffsbauch verschwanden –, genoss Jonas die Stille, den sanften Fahrtwind und die sich ihm in allen Farbtönen zeigende Natur.

Auch wenn er in den vergangenen sechs Tagen, in denen seine Mutter die Ausrüstung für die Expedition sichtete, sortierte und verlud, bereits sowohl die nördlichen als auch die südlichen Landstriche nahe dem Fjord erkundet hatte (und sie sogar einen langen Tagesausflug in das Landesinnere nach Queenstown und den herrlichen Lake Wakatipu unternahm), war der Blick aus der Mitte der Meerenge zu den ihn umgebenden Anhöhen ein gänzlich verschiedener, ein beeindruckender.

Vor wenigen Augenblicken war die geschäftige Hafenfront Dunedins noch klar und deutlich zu erkennen, Schiff an Schiff reihten sich dort dicht aneinander auf, um vom jetzigen Betrachtungspunkt aus eine kleine Lücke entstehen zu lassen, in der sich die vergilbte Leuchtreklame von Earl's Fish & Chips auftat.

Nun, keine fünf Minuten später, war es für Jonas nur schwer zu verstehen, wie diese kleine Stadt, deren umlaufende Hügel nur spärlich besiedelt waren, die zweit-

größte Stadt der Südinsel sein sollte. Eben noch betrachtete Hafearbeiter, Fischer und herumtollende Hunde wurden plötzlich klein und schemenhaft. Stattdessen zeigten sich ihm rechts und links der Meerenge kleine Dörfchen und vereinzelte Ansiedlungen, die Jonas jedoch weitaus weniger interessierten, als die vielen, vielen, teils bis zum Meeresspiegel, weidenden Schafherden und die beeindruckenden Albatrosse, die zur einsetzenden Dämmerung auf Nahrungssuche gingen und deren Flügelspannweite alles übertraf, was Jonas bislang in der Vogelwelt gesehen hatte.

Und nur einen Steinwurf davon entfernt, gänzlich unbemerkt und Teil des Naturschauspiels, tobte am Strand ein gutes Dutzend Kinder in seinem Alter umher, die eine schier endlos erscheinende Menge an Muscheln aus dem von der Ebbe freigelegten Sand gruben und in übergroßen Flechtkörben sammelten.

Oh ja, Muscheln, das hatte er schon festgestellt, gab es hier reichlich. Und jede Muschel, so bildete er sich ein, trägt eine eigene Geschichte mit. Welches andere so kleine Lebewesen könne denn schon von sich behaupten, abends in Japan einzuschlafen und morgens in Amerika aufzuwachen? Jonas stellte sich vor, wie sich die Muscheln aus entfernten Buchten über Wasserwellen hinweg nachts unter dem Mondlicht gegenseitig von ihren Erlebnissen erzählen würden. So wie es Menschen abends beim Lagerfeuer seit Generationen pfl-

gen. Dabei, so befand er, sind Menschen den Muscheln gar nicht so unterschiedlich. Auch manche Menschen werden irgendwo angespült, ziehen weiter, wiederum welche öffnen ihre Herzen und andere bleiben ein Leben lang verschlossen.

Kapitel drei
DER VORHANG FÄLLT

Da die Fahrtrinnen in dem Otago Harbour, der sich über eine Länge von mehr als 20 Kilometern in nordöstliche Richtung erstreckt und an der engsten Stelle keine 400 Meter breit ist, vergleichsweise schmal sind, gab es hier – ähnlich wie Jonas es von den geschlängelten Waldstraßen auf seinem Schulweg kannte – eine Geschwindigkeitsbegrenzung, bei der Schiffe nur mit wenigen Knoten sowohl landein- als auch landauswärts fahren durften. Das ergab zweifelsohne Sinn, denn Krach und hohe Wellen – und das weiß sicher jeder – verjagen nun einmal die Tiere. Um das zu verstehen, reicht es, einmal einem Angler über die Schulter geschaut und heimlich einen Stein ins Wasser geworfen zu haben. Und die Gesetze der Natur gelten nicht nur auf schwedischen Seen, sondern auch hier. In Sichtweite nisteten Gelbaugenpinguine und andere, seltene Seevögel. Und auch zahllose Lachsschwärme haben hier ihre Heimat gefunden.

Jonas wurde in diesem Moment schlagartig klar, dass genau das ja der Grund für diese Abenteuerreise

war. Es ging also, wie Mutter ihm bereits in Schweden erklärte, um nicht weniger als die Erforschung und Bewahrung der Natur, der Artenvielfalt. Und speziell der Unterwasserwelt in der Antarktis. Und Mutter, die Meeresbiologin, hatte sie mit an Bord geschleppt. Wann immer es um Wasser ging, wusste sie Bescheid.

Ein lauter Pfiff wehte Jonas entgegen. Vorne am Schiff fuchtelte Vater mit den Armen und gab zu verstehen, dass Jonas kommen sollte. Jonas rannte zum Bug, vorbei an Seilwinden, Tauen, Stahlrossen und auf dem Boden fixierten Metallkisten, um sich zu Jeff und Vater zu gesellen, die auf einer wenig Vertrauen erweckenden Plastikbank zwischen einem Kran und dem einzigen, jedoch neuwertigen, Rettungsboot an Bord Platz genommen hatten. Während Jeff und Vater sich ein Bier geöffnet hatten, überreichte Dad Jonas eine Apfelschorle, die er aus seiner Jacke zauberte.

Jonas stützte seine Füße auf der untersten Strebe der Reling ab und blickte auf die See. Zunächst noch ein gutes Stück entfernt offenbarten sich ihm rechts und links zwei steile in das Meer ragende Hänge, die sich mit jedem Atemzug – einem Bühnenvorhang gleich – immer weiter zu öffnen schienen und am Ende das Schiff in die raue, tasmanische See ausspuckten.

Das letzte Tageslicht würde in Kürze verschwinden und der Wind, der ihnen auf offener See nun deutlich

stärker ins Gesicht schlug, hatte sich merklich abgekühlt, als sie übereinstimmend beschlossen – »Das wäre doch 'was, oder?« – sich im Schiffsinieren bei einer Tasse Kakao oder einem sonstigen Heißgetränk aufzuwärmen und mit den anderen Reisenden ins Gespräch zu kommen.

Der Weg führte die drei vorbei an der frontal ausgerichteten Kapitänskabine, die sich ein wenig vorgelagert unterhalb der Steuerbrücke erstreckte, welche – abgesehen von zwei Masten und einem Ausguckturm – zugleich die höchste Erhebung des Schiffes darstellte. Die Fenster waren mit dünnen Vorhängen zugezogen, sodass zwar ein wenig Licht nach außen drang, jedoch nicht zu erkennen war, wie es innendrin aussah. Auf jeden Fall wäre dies, würde man das Schiff einmal als Hotel betreiben, die Luxus-Suite, allein schon wegen der Lage und des Rundumblicks.

Unmittelbar neben der Kapitänskabine, jedoch ein Stück weiter nach hinten verlagert, befand sich der Elektronikraum, dessen Fenster mit einer Milchglasfolie verklebt waren und aus dem es herrlich bunt blinkte und irgendwie auch wild sumnte. Hinter den beiden Räumlichkeiten war eine schmale, seitlich zur Fahrtrichtung ausgerichtete Stahltüre zu finden, die in das Schiffsinierere führte. Um auf hoher See dem starken Wellengang zu trotzen, konnte man diese von innen wasserdicht verriegeln.

Jeff und Vater traten über die erhöhte Schwelle und mussten sich wegen der geringen Durchgangshöhe sogar ein wenig ducken. Innen fanden sie sich in einem schmalen Treppenhaus wieder, wobei eine Treppe weiter nach oben, vermutlich zur Brücke, führte und die andere sie wieder hinab in den Flur zu den Kajüten bringen würde.

Und dorthin bogen Vater und Jeff auf direktem Wege auch ab. Jonas verlangsamte das Tempo.

»Kommst du nicht mit, Jonas?«, fragte Vater, der bereits auf der untersten Metallstufe stand, im Umdrehen. »Oder wolltest du noch bleiben?«

»Nur kurz«, entgegnete Jonas und machte an den im Flur hängenden Fotos und vergilbten Plakaten Halt. Jonas lehnte am Treppengeländer im flackernden Glühbirnenlicht und bestaunte die Bilder.

Die Arctic Hope, so las er, entstammte der japanischen Innoshima-Werft, von wo aus sie 1986 den Weg auf die Weltmeere fand und zunächst als kleines Schwesterschiff der japanischen Nisshin Maru der Walfangindustrie diente, ehe sie 1997 nach weltweiten Protesten zunächst stillgelegt wurde. In der Wolgaster Peene Werft, an der deutschen Ostsee, wurde das Schiff Anfang der 2000er Jahre mit Hilfe der EU zu einem Forschungsschiff umgebaut, welches nun unter deutscher Flagge die Weltmeere umschifft.

Mit 49 Metern Länge gehörte die Arctic Hope zwar nur zur Klasse der mittelgroßen Expeditionsschiffe, zeichnete sich jedoch durch ihre besondere Ausstattung aus: Neben einer Wetterstation, die direkt mit dem Deutschen Wetterdienst kommuniziert und dabei aktuellste GPS- und Klima-Daten sendet, sollen sich dem Plakat zu Folge an Bord diverse Echoloten, Systeme zur Land- und Wasservermessung sowie ein so genanntes CTD-System befinden. Die GPS-Technik kannte Jonas bereits vom Autofahren und das Echolot brachte er mit Walen in Verbindung. Von einem CTD-System hatte er aber bislang noch nichts gehört. Laut Aushang hatte es wohl irgendetwas mit Temperatur, Tiefe und Leitfähigkeit des Wassers zu tun, also eigentlich genau das, womit Mutter sich besonders gut auskannte. Die Messung der Wasserqualität war schließlich eine ihrer Hauptaufgaben und vermutlich war das CTD-System genau das Messinstrument, was in ihrer Verantwortung stand. Insgesamt sollen den Forschern an Bord sechs Laborräume zur Verfügung stehen. Und zur Freude von Jonas gab es sogar ein Satellitentelefon, von dem aus man bestimmt einmal Opa Gustav anrufen könnte. Allerehand. Fast wie eine kleine Stadt.

Für die Versorgung an Bord standen ein Meerwassereraufbereitungsmodul, eine Photovoltaikanlage und ein übergroßer Kühlraum zur Verfügung, der vielleicht sogar noch aus alten Walfangzeiten stammen könnte.

Und wenn man – so wie Jonas gerade – die Augen schloss und ganz genau hinhörte, konnte man sogar das Wetzen der alten Messer hören und weiß gekleideten Arbeitern zuschauen, wie sie Wal-Öl in Fässer abfüllten. Ja, man konnte es sogar deutlich riechen.

Jonas wandte sich wieder dem Plakat zu. Als erstes, so las er aus handschriftlichen Ergänzungen, war die Arctic Hope für Greenpeace vor der philippinischen Insel Boracay im Einsatz gewesen, um die dortigen Fischerei Praktiken zu überwachen und die Plastikverschmutzung vor den Küsten zu erfassen. Die weiteren Einsätze überflog Jonas nur kurz: Hilfe bei der Versorgung der Rohingya in Myanmar (karitativ), Unterstützung der Tsunami-Opfer in der Andaman-See (karitativ) und dazu diverse Forschungsreisen, überwiegend in das Südpolarmeer. Sieben an der Zahl. Daher wohl auch der Name des Schiffes. Die Forschungsreisen waren allesamt fein säuberlich aufgelistet: Datum, leitende Organisation, Route / Ziel, Dauer. Jeweils mit unterschiedlichen Handschriften.

»Cool, die aktuelle Reise steht auch schon drin«, bemerkte Jonas, als er das Datum in der letzten Zeile las. Die Schrift daneben war jedoch kaum noch zu erkennen, es schien, als hätte man die ohnehin schon dünne Bleistiftschrift wieder ausradieren wollen. Jonas wunderte sich: »Was soll das denn für ein Ziel sein? El Dorado?«

Er spürte, wie ein nervöses Fragezeichen vor seinem inneren Auge hin- und hertanzte. Es war, als wolle ihm das Plakat irgendetwas mitteilen. Genau wie die halb geöffnete Stahltür aus dem stillgelegten Sägewerk am Waldrand, damals, letzten Sommer, hinter der sich allerlei Diebesgut versteckte.

Jonas! Nicht hinter allem, was Du auf den ersten Blick nicht verstehst, steckt eine Botschaft. Trotzdem. Jonas kramte in seinen Erinnerungen. Wo hatte er diesen Begriff schon einmal gehört?

Dann fiel es ihm ein. Genau, *El Dorado* kannte er aus alten Westernfilmen. Mit *El Dorado* war ein sagenhaftes Land gemeint, in dem es überall Gold gab und in dem alle steinreich waren. Vielleicht, so dachte er weiter, wollte sich hier jemand einen Scherz erlauben und meinte den Schneereichtum in der Antarktis. Oder doch das Wasser? Jonas hatte davon gehört, dass Süßwasser bald ein knappes Gut sein wird. Und daher kostbar. Vielleicht – und Jonas merkte, wie sich eine dunkle Vorahnung in ihm ausbreitete – war damit aber auch etwas ganz Anderes gemeint. Denn wo Gold war, das wusste er spätestens seit Karl May, waren Schießgewehre nicht weit. Kurz kribbelte es in seinem Nacken, dann überflog er schnell den Rest des Plakates: Bruttoregistertonnen, Geschwindigkeit, Dieserverbrauch.

Auf dem Podest der Metalltreppe, direkt neben dem großen Informationsplakat, befanden sich zwei Türen,

die Zugang zu den beiden ausgelagerten Räumen, dem Elektronikraum und der Kapitänskajüte, boten. An der zweiten Tür, also der Kapitänskajüte, hing ein Foto, vermutlich zeigte es den Kapitän des Schiffes, der mit leicht aufgeknüpftem Hemd lässig an einem Steuerrad lehnte und eine Zigarre oder ähnliches in der Hand hielt; ganz war es auf dem in schwarz-weiß gehaltenen Foto nicht zu erkennen.

Was Jonas jedoch direkt ins Auge sprang, waren die tiefen Gesichtsfurchen und die freundlichen Augenfalten, die beim Blick in die Kamera entstanden. »Hans-Joachim Krüger – Captain of the Arctic Hope« stand in schwarzen Lettern neben dem Bild. Wie alt mochte der Kapitän wohl sein? Vielleicht fünfzig, sechzig?

Direkt darunter befand sich ein weiteres Foto, auf dem erneut der Kapitän im Beisein seiner Crew abgelichtet war. Das Foto ist scheinbar in einem Konferenzraum entstanden und zeigt insgesamt sieben Männer, die sich um eine Meereskarte versammelt haben und mit einer Art Zirkel vermutlich gerade die Route planen.

Da das Bild vielleicht nicht ganz aktuell war, wusste Jonas natürlich nicht, ob hier die gesamte Crew des Schiffes abgelichtet wurde; aber zwei Gesichter hatte er an Bord bereits erkannt: Ein etwas dicklicher Mann mit rot-kariertem Baskenmütze und grimmigem Blick – vielleicht lag das aber auch an seinen wuchernden Augen-

brauen – und ein anderer Mann mit kurzgeschorenem Haar, der sehr groß gewachsen war und mit seinem sonnengebräunten Gesicht sicher irgendwelche Aufgaben an der frischen Luft hatte. Vielleicht war er ja für den Ausguckturm verantwortlich? Oder – und Jonas musste kurz schmunzeln – war er wegen seiner Größe ja selbst der Ausguckturm, der immer an Deck stand und wahlweise Ausschau nach Felsen, Riffen oder Eisbergen hielt.

Jonas zählte nach. Kapitän, ungefähr sechs Crew-Mitglieder, Lia, Mama und Papa. Und Jeff, den er bereits kennen gelernt hatte. Das waren mit ihm bereits zwölf Personen. Wie er hörte, solle es auch noch eine Köchin an Bord geben. Und natürlich Mamas andere Forschungskollegen. Zehn oder zwölf sollten es sein. Naja, insgesamt waren es also etwas mehr als 20 Personen, die mit ihnen unterwegs waren; ähnlich viele wie in seiner Schulklasse. Und Jonas war auch hier der Zweitjüngste. Wie in seiner Klasse.

Kurz bevor Jonas seinem Vater und den anderen in den Gemeinschaftsraum folgen wollte – er hatte sich bereits von der Tür abgewandt – flog ihm förmlich ein handgeschriebener Zettel vor die Füße der – nebelfeucht wie er war – unscheinbar an einer der Setzstufen hoch zur Brücke kleben blieb. Jemand musste ihn wohl verloren und nicht wiedergefunden haben. Nun trieb der Wind ihn umher. Jonas hob ihn auf und las:

Expeditionszeitplan

Tag 1:	18:00 Abfahrt (Dunedin)
Tag 2:	See-Tag
Tag 3:	Campbell Island (Fauna; insb. Vogelarten / Albatrosse)
Tag 4:	See-Tag
Tag 5*:	Macquarie Island (Plattentektonik, Flora, Fauna; insb. Haubenpinguin, Seebär)
Tag 6 + 7:	See-Tag
Tag 8 + 9:	Dumont-d'Urville-Station / Antarktis (Beschaffenheit; Eisdicke; Rekord: 4776m?)
Tag 10 - 15:	See-Tag > Dunedin (Vormittag)

Zweifelsohne handelte es sich hierbei also um den Ablauf der Reise. Ihrer Reise. Der Zettel wurde handschriftlich verfasst, der ruppigen Schrift nach zu urteilen hatte diesen vermutlich ein Mann oder ein Junge geschrieben. Zumindest galt diese Regel so in seiner Schule. Die Mädchen schrieben sauber und schön, die Jungs fertigten eher Hieroglyphen an und übertrafen sich im Schnellschreiben. Nicht selten konnten sie sogar ihre eigene Schrift nicht mehr lesen.

Ihre Route also. Im Groben war Jonas damit natürlich vertraut. Dennoch atmete er tief ein: »Jetzt muss

mir nur noch jemand erklären, was mit dem Sternchen an Tag 5 gemeint ist«, dachte er. Jonas grübelte.

Dann verglich er die beiden Handschriften, also die des Zettels und die des Plakates, miteinander. Diesen Trick kannte er aus einem Fernsehkrimi, bei dem der Kommissar alle Schüler der Stadt zu einem Diktat antanzen ließ, um festzustellen, wer den neuen Güterzug mit Graffiti beschmiert hat.

Zunächst schien das Unterfangen wertlos, da er keinerlei Ähnlichkeiten ausmachen konnte und auch nicht wusste, wonach er suchen müsse. Jede handschriftliche Zeile des Plakates sah irgendwie anders aus, aber eben nicht so wie auf dem Zettel. In der allerletzten Zeile schreckte Jonas jedoch auf.

Verdammt noch mal, das muss doch ein und dieselbe Person geschrieben haben! Das *D* von *Dunedin*, dem Ausgangspunkt der gegenwärtigen Expedition, – er schaute es sich auf dem Zettel noch einmal ganz genau an – und das *D* von *Dorado* auf dem Plakat waren auf ähnliche Weise geschwungen, fast künstlerisch, während der Rest, wie gesagt, eher so dahingeschmiert wurde. »Also besuchen wir am fünften Tag El Dorado«, stellte Jonas fest und erschrak, weil er natürlich nicht wusste, was damit gemeint sein sollte.

Im gleichen Augenblick kamen Jeff und Dad über den Flur zurück, Jonas hatte sie an den Schritten er-

kannt. Vermutlich wollten sie ihn holen. Jonas blickte den Geräuschen entgegen, konnte aber – da der Gang zu den Kabinen, wie gesagt, ein wenig tiefer als das Treppenhaus lag – noch nichts erkennen. Die Schritte näherten sich. Als erstes sah er die Schuhe: Braune Cowboy-Stiefel und ein paar abgelaufene Sneakers.

Nein, das war nicht sein Vater. Und Jeff war es auch nicht. Die Schritte kamen näher.

Ehe Jonas den Rest des Körpers sehen konnte, ließ er schnell den gefundenen Zettel in seiner Hosentasche verschwinden und betrachtete – zum Schein – erneut die Fotos vor der Kapitänskajüte. Aus den Augenwinkeln sah er nun die beiden Männer, wie sie zielstrebig seine Richtung ansteuerten und nur noch wenige Schritte entfernt waren.

»Haben wir Dich, Pirat!« Mit riesigen Händen, die er sonst nur von Ole Bengtsson, dem Fleischer, kannte, wurde er an der Schulter gefasst. »Gold oder Leben!« Bevor sich Jonas umdrehen konnte, hörte er, wie sich ein tiefes, brummendes Gelächter breit machte.

»Tyler, erschreck den Jungen nicht so!«, hörte er den anderen Mann sagen. Jonas drehte sich um und blickte in die aufgeweckten Augen des Kapitäns, der in Wirklichkeit noch mehr Falten besaß, als Jonas es auf dem Foto erahnen konnte.

»Freut mich, dich an Bord zu treffen, Junge. Mein Name ist Hajo und ich steuere den Kahn. Und das ist

Tyler, der wird euch über die aktuellen Fußballergebnisse und das Wetter informieren. Er ist unser Funker und so zu sagen euer Kontakt zur Außenwelt. Und du bist Jonas, nicht wahr?«

Jonas blieb kurz die Stimme weg. Woher kannte der Kapitän denn seinen Namen? Andererseits musste er als Gast seiner Mutter sicher irgendwo gelistet sein. »Ja, genau, ich bin Jonas!«

»Und was führt Dich so ganz allein an diesen Teil des Schiffes?«, bohrte Tyler nach. »So ein Schiff ist nicht ungefährlich, vor allem nicht, wenn man allein unterwegs ist. Und wir wollen ja nicht, dass dir etwas zustößt!«

»Ähm«, Jonas stotterte, fasste sich aber nach kurzer Zeit und erklärte dann, dass er nur das Plakat studiert habe. »Waren sie damals auch auf den Philippinen, Tyler? Meine Musiklehrerin kommt von dort.«

Jonas hätte sich wegen dieser blöden Smalltalk-Frage am liebsten auf die Zunge gebissen. Er hätte einfach nur gehen sollen.

»Ich war schon überall auf der Welt, mein Junge«, blockte Tyler ab, »aber entschuldige uns, wir müssen noch ein paar dringende Sachen klären, ja? Wie wäre es, wenn du zu den anderen läufst? Morgen stehen der Käpt'n und ich für alle deine Fragen Rede und Antwort!«

Jonas nickte und brachte nur ein schüchternes »Ok, bis morgen dann!« heraus. Dann schritt er an ihnen vorbei, die Treppe hinab.

Irgendwie war ihm unwohl in dieser Situation. »Nicht ungefährlich.« – was hatte das bloß zu bedeuten?

Einen Augenblick später, Jonas war bereits auf halber Treppe, hörte er, wie hunderte Schlüssel am Bund klapperten und sich eine Tür öffnete. Vorsichtig drehte er sich noch einmal um und sah, wie die beiden Männer bereits den Funk-Raum betreten hatten und Jonas den Rücken zuwendeten. Über die Schultern der beiden Männer hinweg sah er einen riesigen Schrank mit allerlei Lichtern, Kabeln und Kopfhörern, aus dem es schier überall zu blinken schien. Davor befanden sich ein alter Schreibtisch und ein Drehstuhl. In der Mitte des Raumes stand ein kahler Tisch ohne Stühle. Nicht mal Bücher, eine Zeitung oder ein Glas Wasser befanden sich auf diesem. Ansonsten war der Raum – leer.

Schnell drehte er sich wieder um. Die Tür schloss sich mit einem lauten Knall und Jonas machte sich auf den Weg zu den anderen.

Kapitel vier
WIE DOMINOSTEINE

Auf dem Flur, der ihn geradewegs zum Gesellschaftsraum führte, zählte Jonas die von dort abgehenden Zimmertüren. Auf jeder Seite befanden sich acht Türen, also 16 insgesamt, wobei sich hinter vier Türen, das hatte er beim ersten Betreten des Schiffes vor einigen Stunden bereits mitbekommen, Küche, Waschraum, WC und eine kleine Vorratskammer befanden. Insgesamt bot der Flur also Zugang zu zwölf weiteren Räumen, die vermutlich allesamt als Schlafkabinen dienten oder als Rückzugsort, um sich einmal auszuruhen. Laborräume konnten es auf dieser Ebene nicht sein, denn die, das wusste er von Mutter, befanden sich noch ein Deck darunter.

Der Boden des Flures war mit einem gräulich-braunen Kurzflor-Teppich bedeckt, auf dem in der Gangmitte ein alter, schmaler und dunkelroter Läufer lag, der Jonas' Schritte etwas dämpfte und dessen aus der Zeit gefallenes Blumenmuster hier zu Füßen kaum zur Geltung kam. Dunkle Holzpaneele befanden sich waagrecht an den Wänden und rahmten die – eben-

falls dunklen – Holztürzargen ein. Zwischendurch hingen einige Bilder, teils in antiken Rahmen, die das Schiff bei seinen Einsätzen und dem Umbau zeigten. Etwas unscheinbarer – und Jonas musste schon genau hinschauen – hingen zudem ein paar Drähte aus der Wand. Einzig die beigefarbene Decke und die von ihr in regelmäßigen Abständen hängenden Kronleuchter – drei an der Zahl und aufgrund ihrer vergilbten Glühbirnen nicht mehr sonderlich hell – gaben dem Flur etwas Licht. Gerade so viel, dass man sicheren Schrittes gehen konnte und gerade so wenig, dass einem der Dreck, der sich auf dem Boden und an den aus Teppich gehaltenen Fußleisten befand, nicht zu angriffslustig ins Auge sprang.

Jonas' Kajüte befand sich etwa in der Mitte des Ganges. Direkt neben Lias Kajüte und schräg gegenüber der seiner Eltern. Jonas war froh, dass er auf den letzten Drücker doch noch ein – wenn auch sehr kleines – Einzelzimmer erhaschen konnte, da die ursprüngliche Aussicht – sich ein Zimmer mit der kleinen Schwester teilen zu müssen – schlicht verheerend gewesen wäre und er alles in seiner Macht Stehende getan hätte, um dies später vor seinen Klassenkameraden zu verheimlichen. Aber, wie gesagt, in diese Bedrängnis kam er gar nicht. Nicht, dass er Lia nicht mochte, im Gegenteil, eine bessere kleine Schwester konnte er sich gar nicht vorstellen, aber die krankheitsbedingte Absage des anderen

Mitfahrers in letzter Minute kam ihm dann doch sehr gelegen.

So schlief und wohnte er nun, allein, einen Katzensprung von Küche und Gesellschaftsraum entfernt und dennoch angenehm ruhig. Und wenn mal etwas war, Bauchschmerzen oder so, hatte er es zu seinen Eltern auch nicht weit.

Mit jedem Schritt Richtung Gesellschaftsraum wurden die Gitarrenklänge lauter. Jonas kannte das Lied; Herr Lindkvist, ihr Englischlehrer, hatte es ihnen einmal beigebracht, ein altes Anti-Kriegs-Lied von Bob Dylan. Es gefiel Jonas, er hatte es bereits in sein Repertoire der Lagerfeuerlieder aufgenommen und konnte den Anfang bereits nachspielen.

*»The answer, my friend, is blowing in the wind,
the answer is blowing in the wind!«*

Jonas ging weiter. Als er schließlich den Gesellschaftsraum betrat, war ihm ein wenig, als wäre er auf einem Erwachsenen-Geburtstag zu Gast. Einem vierzigsten vielleicht. Die Musik war laut – lauter zumindest als auf dem Gang – und die Älteren waren für sich und wirkten ganz losgelöst. Manche auch ein wenig peinlich.

Sein Eintreten wurde nur von wenigen bemerkt. Manche reagierten mit einem freundlichen Heben ihres Kinns oder andersartigen Begrüßungen und wiederum manche schauten nur kurz hin und dann wieder weg. Und all die anderen, die Jonas nicht bemerkt hatten, waren lautstark und teils gestikulierend in Gespräche vertieft, sangen mit, lasen oder nippten gierig an einem Getränk.

Anders war es an Onkel Nils' letzter Fete auch nicht. Dort hatten sich, während die Eltern drinnen tanzten, bei Eiseskälte alle Kinder auf dem Hof versammelt und aus alten Paletten ein riesiges Feuer entzündet. Erst nach zwei Stunden, als ein Teil der Hecke bereits in Brand geraten war, wurden sie bemerkt. Zuerst gab es gewaltigen Ärger, aber dann waren sich die Erwachsenen doch einig, dass sie einfach besser auf die Kinder hätten aufpassen sollen. Und als Onkel Nils dann auch noch in seinen übergroßen Gummistiefeln das Gleichgewicht verließ und eine Bauchlandung in den Schnee hinlegte, war der Ärger verflogen.

Wahrscheinlich hätten Mama und Papa auch jetzt, in diesem Augenblick, nicht gemerkt, wenn er einfach ferngeblieben wäre, sich schlafen gelegt hätte oder von diesem Tyler, diesem grummeligen Typen, in einen Sack gesteckt würde.

Die Luft im Gesellschaftsraum war etwas muffig und abgestanden und der Raum wirkte durch die zahlreichen Besucher – bestimmt waren es 15 oder mehr Leute – trotz seines eigentlich größeren Ausmaßes erdrückend klein. Crew und Wissenschaftler standen oder saßen an zusammengestellten Tischen, in gemütlichen Sitznischen, Sofaecken oder an der Bar.

Ganz hinten sah er seine Familie sitzen. Sie hatte ihn doch bemerkt. Mutter saß mit Vater, Lia und zwei weiteren Personen auf einer ledrigen Eckcouch und hielt Jonas zuprostend ein Glas Wein entgegen. »Jonas, da bist du ja endlich!«, hörte er sie durch den Lärmpegel rufen, »Komm, setz dich zu uns.«

Jonas schritt gekonnt an zwei unkontrolliert tanzenden Frauen vorbei und setzt sich auf einen freien Platz.

»Du warst ja fast eine halbe Stunde fort. Wir wollten dich schon suchen! Jeff hast du ja bereits kennen gelernt«, sprach Mutter und neigte ihren Kopf in Richtung des bärtigen Mitvierzigers, der mit am Tisch saß, »das ist Said, wir kennen uns bereits seit etlichen Jahren. Said und ich arbeiten auf dem gleichen Forschungsgebiet. Eigentlich arbeitet Said eher auf festem Boden...« »Eine richtige Landratte«, fügte Said schmunzelnd hinzu, »aber dieses Mal begleitet er mich auf See. So können wir uns prima ergänzen.«

»Dann untersuchen sie auch die Polkappen?«, wollte Jonas wissen.

Said nickte: »Ja, genau, so ist es. Mal schauen, was wir hier in den nächsten Tagen alles entdecken.«

»Und die Kippelemente, von denen Mutter immer erzählt?«, fragte Jonas, »Untersuchen sie die auch?«

Said schaute erstaunt. »Mensch, du bist ja besser informiert als so mancher Präsident. Ja, die schauen wir uns natürlich auch an.«

»Was sind diese Kippelemente?«, wollte Lia wissen, die aufmerksam zugehört hatte.

Ehe Said darauf antworten konnte, ergriff Jonas das Wort: »Kippelemente gibt es auf der ganzen Welt. Die am Südpol und am Nordpol sind besonders bekannt. Du musst dir das so vorstellen wie ein Domino-Spiel, ja?«

Jonas kramte in seiner Hosentasche und holte vier Centstücke hervor. Diese stellte er hochkant hintereinander auf. »Wenn eins umkippt, fallen die anderen auch um. Meistens gibt es dann kein Zurück mehr.«

Lia schaute fragend.

»Ok, ich erkläre es dir an einem Beispiel. Welche Farbe hat Eis?«

»Weiß.«

»Und warum sollte man beim Skifahren eine Brille tragen?«

»Weil der Schnee so hell ist. Was soll die Frage?«

»Genau. Die Sonne spiegelt sich im Schnee und strahlt zurück in den Himmel. Und was ist unter dem Eis in der Antarktis?«

Lia fühlte sich wie in einer Quizsendung, aber das Thema bereitete ihr Spaß.

»Wasser.«

»Genau, und manchmal auch Land. Auf jeden Fall etwas Dunkleres als weißes Eis. Und etwas Dunkles nimmt das warme Sonnenlicht eher auf. Das kennst du doch auch von dunklen Terrassenfliesen, die im Sommer so warm werden. Und wenn die Sonne jetzt ins Meer scheint und nicht mehr auf das weiße Eis?«

Lia hatte verstanden, worauf Jonas hinauswollte. Mit dem Finger schnippte sie die erste Münze um, sodass alle der Reihe nach umfielen.

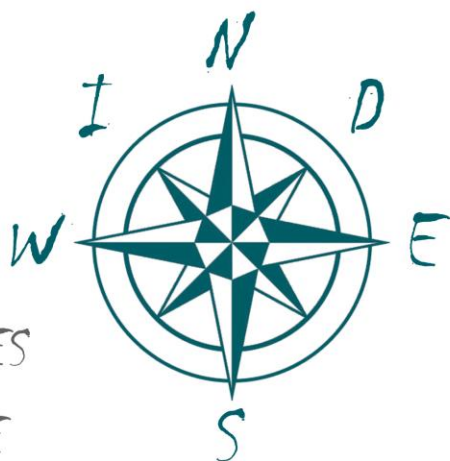
»Dann wird das Wasser wärmer. Und noch mehr Eis schmilzt!«.

»Bingo!«, entfuhr es Jeff.

»Und weil wir keinen Bock auf Domino haben«, ergänzte Said etwas flapsig, »gucken wir uns das ganze Mal vor Ort an.«



Tasmanien



DES
AUGE
IM

Dumont-d'Urville-Station

Antarktis

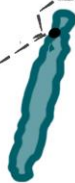
Neuseeland



Macquarie Island



Campbell Island



Tag 2

Kapitel fünf
LICHT UND SCHATTEN

Am nächsten Morgen wurde Jonas bereits vor den ersten Sonnenstrahlen wach. Die Uhr zeigte halb sechs. Er schlich sich schwankend und vom spürbar stärker werdenden Wellengang etwas unwohl auf den Gang. Jonas lauschte. Aber bis auf leises Geklapper aus einem entfernten Zimmer war es noch erstaunlich ruhig an Bord, was wohl daran lag, dass sie an diesem Tag lediglich das Meer durchkreuzten, ohne Halt, und die Wissenschaftler bereits im Vorfeld alle Vorbereitungen getroffen hatten und nun auf den ersten Landgang beziehungsweise das Erreichen der Arktis warteten. Sozusagen die Ruhe vor dem Sturm.

Jonas ging zum Bug des Schiffes, um nachzusehen, ob in weiter Ferne bereits eine Insel, ein Wal oder sonst etwas Spannendes zu sehen war. Aber bis auf die Gischt hoher Wellen und einen wolkenverhangenen Himmel, der weit am Horizont mit dem Meer zu verschmelzen schien, sah er nichts. Und da die Temperaturen – wenn überhaupt – sich nur im niedrigen einstelligen Bereich befanden, beschloss er, sich wieder in seine Kajüte zu

begeben, um noch ein wenig zu lesen oder weiterzuschlafen.

Kurz bevor er abermals die Tür zum Innenraum erreichte – die, an der er gestern so lange versackt war – schaute er noch einmal neugierig in den Funkraum.

Jonas blickte von außen gegen eine Milchglasscheibe und konnte, da es draußen noch nicht sonderlich hell war, drinnen – aufgrund der Beleuchtung – einen dunklen, arbeitsamen Schatten ausmachen.

Jonas dachte sich zunächst nichts dabei, schließlich mussten Küstenwachen, Rettungsschiffe oder wer auch immer zu jederzeit über die Position der Arctic Hope informiert sein. Was ihn jedoch stutzig machte, waren zwei rötliche Leuchtröhren, welche sich in der Raummitte befanden. Durch das Fenster hindurch war es ihm unmöglich zu erkennen, was es war, er wusste jedoch, dass dieses Etwas gestern, als er einen kurzen Blick in den Raum geworfen hatte und nur einen kahlen Tisch erblickte, noch nicht da gewesen war. Was also leuchtete da? War es eine Leselampe? Vielleicht unbekannte Bordinstrumente?

In diesem Moment vernahm Jonas, wie jemand rasch die Metalltreppe nach oben polterte; geradewegs auf ihn zu.

Jonas suchte, immer noch draußen an Deck, hinter einem Pfeiler Deckung. Zeitgleich sah er, wie der Schatten im Funkraum hastig das Rotlicht ausschaltete.

Durch das Nachglühen konnte Jonas erkennen, dass die Leuchtröhren hektisch auf ein Regal gestellt wurden.

Dann wurde es zunächst einen kurzen Augenblick dunkel und direkt danach heller. Das Zimmerlicht wurde eingeschaltet. Nun öffnete sich auch die Tür zum Funkraum, was Jonas durch den wechselnden Lichteinfall deutlich erkennen konnte. Zwei Schatten standen sich nun gegenüber und gestikulierten.

Jonas war erleichtert, dass die zweite Person ihn nicht ertappt hatte, als er die Szenerie im Funkraum beobachtete. Einerseits wäre jetzt, da beide hinter der Zimmertür verschwunden waren, der perfekte Augenblick, um unbemerkt auf seine Kajüte zurückzukehren, andererseits wurde es gerade jetzt erst spannend. Was hatte der Mann im Funkraum zu verheimlichen? Warum lief der andere so schnell die Treppe hoch?

Vorsichtig schlich er aus seiner Deckung und ging näher an das Fenster. Es schien, als sei der neu hinzugekommene Schatten, vermutlich ein Mann, mit irgendetwas unzufrieden. Zumindest zeigten dies seine wild fuchtelnden Arme. Ohne große Überlegungen und geleitet von seiner Neugier trat Jonas noch näher an das Fenster. Wenn es drinnen heller als draußen war – und durch das eingeschaltete Licht war dies zweifelsohne der Fall – war er in gewisser Weise unsichtbar. Nun konnte er das Gespräch auch bruchstückhaft verstehen:

»Job unbedingt Ernst nehmen... viel zu auffällig... Tür gefälligst abschließen... Zimmerwechsel große Schwierigkeiten... Dummer Rotzlöffel«

Dann ging das Licht aus und Jonas wurde schlagartig klar, dass sich die Verhältnisse zu seinen Ungunsten gedreht hatten. Nun war es draußen heller und Jonas sinnbildlich auf dem Präsentierteller.

Schnell sprang er zur Seite, weg vom Fenster, und stieß dabei einen Metalleimer um, der unter einer Bank stand, neben die er sich kauerte. Jetzt bloß nicht bewegen. Stille. Abwarten. Nichts. Nur Jonas' Herzschlag, der pochte. Wer war dieser *dumme Rotzlöffel*? War das nur eine Redensart? War er gar damit gemeint?

Nach einigen Augenblicken der Angst hörte er, wie sich die Tür zum Funkraum erst öffnete und dann wieder schloss. »Wenn sie jetzt nach draußen abbiegen, bin ich erledigt«, dachte Jonas und malte sich schon aus, wohin er am besten flüchten könnte. Doch nicht etwa auf den Ausguckturm? Nein, dort wäre er gefangen. Noch einmal Stille. Dann entfernten sich die Schritte wieder.

Jonas zählte leise bis 30. Dann kam er aus seinem Versteck hervor und ging schnurstracks auf die Innentür zu. »Noch einmal gut gegangen«, dachte er, als ihn eine tiefe Stimme aus seinen Gedanken riss.

»Jonas! Was treibt Dich denn schon so früh herum?«
Wo kam die Stimme her?

»Ahoi! Ich wusste doch, dass ich etwas gehört hatte!«

Die Stimme kam von oben, aber die dazugehörige Person konnte er zunächst nicht ausmachen. Überraschenderweise klang das Rufen freundlich; freundlicher zumindest als die Situation es vermuten ließ. »Jonas, du Landratte. Wolltest du nicht ausschlafen?«

Jonas schaute nun in die müden Augen des Kapitäns, der aus dem geöffneten Seitenfenster von der Kapitänbrücke auf ihn herabblickte.

Jonas war erleichtert, als er den Käpt'n sah: »Ähm, doch, klar, eigentlich schon, aber ich wollte schauen, ob wir schon Land sehen.«

Jonas sprach mit möglichst leiser Stimme, gerade so laut, dass man ihn über drei, vier Meter hören konnte; schließlich wollte er kein Aufsehen erregen und verhindern, dass die beiden Schatten, wo auch immer sie gerade waren, ihn schlussendlich doch noch bemerkten.

Der Kapitän lachte: »Wenn der Wellengang in etwa so bleibt, hast du in den Abendstunden vielleicht Glück. Wenn alles glatt läuft, ankern wir um 01:00 Uhr nachts vor Campbell Island. Bis dahin siehst du nur Wasser, nichts als Wasser. Wenn du also magst, kannst du ja mal auf die Brücke kommen, ich könnte nach einer langen Nacht mal etwas Unterhaltung vertragen!«

Natürlich wollte Jonas das, und gerade jetzt erschien ihm der Weg die Treppe hinauf deutlich sicherer als die

Treppe hinab, möglicherweise direkt in die Hände von Tyler, dem düsteren Funker. Wenn er es denn war. Und dem anderen Typen.

Bereits vor Fahrtantritt hatte er mit der Möglichkeit geliebäugelt, das Schiff einmal um die Eisberge herum manövrieren zu dürfen. Und außerdem wusste er schlagartig – und das war ein beruhigendes Gefühl – dass der Kapitän nichts mit den eben gesichteten Schatten, irgendwelchen Sternchen oder komischen Leuchtröhren zu tun haben konnte. Hajo war also einer von den Guten. Aber was war mit den Schatten? Hatte er gerade wirklich etwas Bedrohliches entdeckt? Oder steigerte er sich nur in etwas hinein? Jonas wollte die Situation aus einiger Entfernung erneut betrachten – und in Ruhe darüber nachdenken. Da kam ihm die Einladung auf die Brücke gerade recht...

Kapitel sechs
VOLLE FAHRT VORAUSS

Auf der obersten Etage angelangt, konnte er bereits von der Treppe aus einen ersten Blick durch die geöffnete Tür in die Kommandobrücke erhaschen, wo ihm der Kapitän den Rücken zuwandte.

Hier oben piffte der Wind noch mehr als auf der vom Wind abgewandten Steuerbordseite. Jonas hatte Mühe, seine Augen zu öffnen. Bis zur Brücke waren es gerade einmal zwei, drei Meter, ausreichend, um ihm einen kalten Schauer über den Rücken laufen zu lassen. Wie gut, dass der Kapitän ihm bei der Ankunft bereits ein warmes Getränk entgegenhielt. Es dampfte noch.

»Sieh mal, Jonas, dein Kakao ist gerade fertig geworden. Zwar nur mit Wasser statt mit Milch, dafür aber schön heiß.«

Aus der Kaffeemaschine zischte es, als der Kapitän sich selbst ein eigenes Getränk zubereitete.

»Nimm Platz, Jonas!«, machte er ihm mit einem Fingerzeig deutlich, »ich komme sofort hinzu.«

Jonas setzte sich an einen runden Holztisch, der sich etwa mittig im Raum befand, und ließ seinen Blick

ringsum schweifen. Was ihm in diesem von Licht durchflutetem Raum auffiel, war der 360 Grad Blick, den er über das Meer und weite Teile des Schiffes hatte. Wohin er auch sah: Wellen über Wellen und eine hinter dichtem Nebel und Wolken gerade erst aufgehende Sonne, die er nur als gelblichen Punkt wahrnehmen konnte.

Jonas sah sich im Raum um. Gegenüber der Eingangstür befand sich im vorderen Teil des Raumes ein abgenutzter Stehhocker, der u-förmig von allerlei Gerätschaften umrahmt war. Dutzende, ach vielleicht sogar hunderte Schalter und Hebel befanden sich hier, dazu blinkende Knöpfe und ein Monitor, der – das kannte Jonas aus Filmen – die Bilder der Überwachungskameras bündelte. Hier blieb Jonas' Blick stehen: In der Mitte des Bildschirms sah er ein größeres Bild, welches vielleicht alle zehn bis 15 Sekunden wechselte. Sowohl oberhalb als auch unterhalb dieses waren jeweils drei kleinere Ausschnitte sichtbar, wobei das Bild ganz unten rechts schwarz blieb.

»Hier siehst du die ganzen Überwachungskameras an Bord«, hörte er den Kapitän sagen, der sich inzwischen mit einem Kaffee neben ihn gesetzt hatte und scheinbar bemerkt hatte, worauf Jonas' Augen gerichtet waren. »Sieben Stück sind es, nun ja, im Moment nur sechs, die obere Flurkamera ist seit vorgestern verschol-

len. Keine Ahnung, was mit der passiert ist. Scheinbar abgefallen und nun ist sie fort.«

Das erklärte also die Leitungen, die wie abgerissene Fetzen aus der Wand des Flures hingen. Jonas schaute erneut auf den Bildschirm; dieser wechselte gerade abermals das Bild.

»Dürfte ich fragen, wo DAS ist?«

Das Hauptbild zeigte eine graue, metallene Tür.

»Das da, das ist der Eingang zum Maschinenraum, ganz unten im Schiff. Und auf den anderen Videos siehst du, ...warte«, die Kameraeinstellung wechselte erneut, »den Flurabschnitt bei den Laborräumen und außerdem, schau mal auf die kleinen Videos, das Schiffsdeck. Den Bug, das Heck und beide Seiten des Dampfers.«

»Backbord und Steuerbord.«

»Korrekt, mein Junge«, lachte der Kapitän., »du hast die Hausaufgaben scheinbar gemacht.«

Das zentrale Bild wechselte auf eine der Außenkameras. Dort, wo Jonas vor ein paar Minuten noch stand und durch die Scheibe die Geschehnisse im Funkraum durchschauen wollte, befanden sich nun zwei Männer und rauchten. Eben, beim ersten Durchgang der Videos, waren sie noch nicht da, das hätte Jonas bemerkt.

»Wo ist das nochmal?«, fragte er sich vergewissernd, aber eigentlich war ihm klar, wo sich dieser Ort befand.

Schließlich war auf dem Bildschirm sogar noch der von ihm umgeworfene Eimer sichtbar.

»Das ist da unten rechts«, der Kapitän zeigte zur Seite, »da standest du gerade, als ich Dich zu mir rief«.

Jonas war es peinlich, dass der Kapitän möglicherweise mitbekommen hatte, wie er sich dilettantisch hinter einer Sitzbank versteckt hatte.

»Werden die Videos gespeichert?«, wollte Jonas wissen. Einerseits für zukünftige Rechercharbeiten, andererseits aber auch, um vor aufgezeichneten Peinlichkeiten wie seinem Sturz gefeit zu sein.

»Ha, wenn das mal funktionieren würde. Dann ja. Im Moment ist aber die Festplatte defekt.«

Die Antwort beruhigte, andererseits nahm sie Detektiven auch viele Möglichkeiten der Spurensuche. Sein Blick wich nicht vom Bildschirm ab. Wenn Jonas jetzt bloß noch wüsste, wer die beiden Männer waren, die dort rauchten! Dann wäre er einen Schritt weiter. Einer der beiden wandte der Kamera den Rücken zu. Er trug eine Mütze, was nicht untypisch für diese Witterung war. Natürlich könnte das der Funker sein, Tyler. Die Körpermaße passten auch in etwa. Theoretisch könnte es aber auch fast jeder andere Mensch sein. Selbst Vater hatte so eine Kopfbedeckung dabei. Und die andere Person? Von ihr war nur der Unterkörper bis zur Brust zu erkennen, der Kopf war – wie, als wenn die Person wusste, dass sie gerade gefilmt wird – knapp außerhalb

des Bildbereichs. Nein, da war nichts zu machen. Dunkle Schuhe, dunkle Hose.

Gerade als Jonas aufstehen und den direkten Blick aus dem Fenster werfen wollte, verschwanden die Personen auch schon wieder im Schiffsinieren.

»Seit wann fahren sie schon dieses Schiff?«, wechselte Jonas das Thema.

»Seit gestern!«, antwortete der Kapitän und musste zugleich schmunzeln. »Und das erste Mal im Jahr 2003. Das Schiff kennt außer mir keinen anderen Kapitän. Und wenn du magst, Jonas, kannst du Hajo zu mir sagen. Auf hoher See sind wir alle auf die selbe Weise den Naturgewalten ausgesetzt. Da gibt es kein *Sie* mehr.«

Damit hatte Jonas nicht gerechnet. Also mit dem Duzen schon, aber, dass das Schiff bislang nur von einer Person geführt wurde, nein, das hat ihn überrascht.

»Waren sie – warst du – denn bei jeder Expedition am Steuer?«, wollte Jonas wissen.

»Bei fast jeder, ja. Nur in der jüngsten Vergangenheit habe ich zwei Mal aussetzen müssen, ich habe ein neues Knie bekommen«, er tippte auf seine Kniescheibe, die ein wenig hölzern klang, »aber mitgefahren bin ich trotzdem. Aber nur als Gast.«

Hajo lachte.

»Ich bin und bleibe halt ein Seebär. Aus dem Herzen Hamburgs kommend, ist das weite Meer nun mein Zuhause. War bei meinem Vater nicht anders. Seitdem ich

zwölf bin, fahre ich aufs Meer. Erst als einfacher Krabbenfischer, später dann mit einem Touri-Boot zu den Robbenbänken. Hat mir aber keinen Spaß gemacht. Also habe ich mir wieder einen Fischerkahn gekauft. Und nun hänge ich hier und könnte mir nichts Besseres vorstellen.«

Jonas hing an Hajos Lippen und staunte über das Gehörte. »Wahnsinn. Steuerst du dann die gesamte Zeit über?«

»Nein, ein paar Stündchen Schlaf brauche ich auch. Ich habe einen Co-Kapitän, Jack, der mich unterstützt. Und halt die Jungs von der Crew.«

»Die Crew«, wollte Jonas wissen, »ist die auch schon so lange dabei wie Sie?«

Der Kapitän nippte am Kaffee. »Ja, die besteht zum Großteil auch schon seit Jahren. Somit sind wir eingespielt. Klar, hin und wieder gibt es ein paar Wechsel, der harte Kern bleibt jedoch. Die Jungs sind meine zweite Familie.«

»Gibt es auch jemanden, der jetzt zum ersten Mal dabei ist?«, fragte Jonas ein weiteres Mal nach, um zu wissen, ob der Kapitän für seine Männer die Hand ins Feuer legen würde.

Hajo sah aus dem Fenster und hielt kurz inne.

Für einen Augenblick dachte Jonas, er würde zu neugierig fragen. Er schob hinterher: »Ich muss ein Re-

ferat halten. Für die Schule. Und dafür sollte ich auch etwas über das Schiff berichten. Daher die Frage.«

»Na, wenn das so ist. Bis auf unseren neuen Funcker, Tyler, Du hast ihn ja gestern schon kennen gelernt, und zwei Jungs aus dem Maschinenraum kenne ich den Haufen schon seit Anno Dazumal.«

»Anno was?«

»Schon ewig kenne ich die! Möchtest du noch mehr wissen, Junge?«

Jonas überlegte. »Ja, gerne. Wo ist denn das Steuer-
rad eigentlich?«

»Das Steuerrad?«, fragte Hajo verdutzt und zündete sich eine Pfeife an, »Bei Schiffen dieser Größenordnung gibt es einen Joystick. Wie am PC. Komm mit, ich zeige ihn dir.«

Der Kapitän und Jonas gingen zum Stehhocker, während Jonas weiterhin unauffällig die Kameras auf dem Monitor checkte.

»Schau mal, Jonas, mit diesem Hebel regulierst du die Geschwindigkeit und mit diesen beiden«, er zeigte auf die Hebel, die frontal ausgerichtet waren, »bestimmst du den Kurs. Bedien' mal vorsichtig den rechten.«

Jonas zog den Hebel leicht zu sich.

»Siehst du, das Schiff bewegt sich langsam nach rechts. Und wenn du so machts«, nun bewegte er den linken Hebel, »schlagen wir eine Linkskurve ein.«

Jonas war überrascht, wie einfach die Steuerung funktionierte.

»Und wie man die Geschwindigkeit ändert, das zeige ich dir das nächste Mal, einverstanden? Dann fahren wir einmal ein paar rasante Manöver. Wie wär' es denn, wenn du später mal zu Mary-Anne, unserer Köchin gehst? Sie hat schon nach dir gefragt. Sie kann nämlich Hilfe gut gebrauchen.«

»Ja, das ist eine gute Idee«, sagte Jonas, der seine auf das Außendeck tretende Schwester Lia gerade auf einem der Bildschirme entdeckte, »Das mache ich. Bis bald!«

Kapitel sieben
KNURRENDE MÄGEN

Jonas konnte Lia gerade noch abfangen. Fast wäre sie ihm entwischt. Dabei hatte er doch einiges mit ihr zu bereden.

Jonas bat Lia auf seine Kajüte und berichtete ihr von seinen Erlebnissen. Er erzählte, flüsternd, um nicht gehört zu werden, von dem Zettel mit der Reiseroute, von diesem merkwürdigen Sternchen, davon, dass der Funker gesagt hatte, Jonas solle sich in Acht nehmen und natürlich von den gespenstischen Schatten, der Leuchte und von *El-Dorado*. Und zum Schluss von dem geheimnisvollen Gespräch im Technikraum, welches er in Teilen belauschen konnte.

»Und, Lia«, fragte Jonas schließlich, »hast du einen Verdacht, wer der zweite Mann neben dem Funker sein kann?«

Doch Lia antwortete nicht, sie sah Jonas nur blass und mit großen Augen an.

»Jonas!«, entfuhr es ihr dann doch »ich habe Angst. Wir müssen das unseren Eltern erzählen!«

Jonas atmete tief ein. »Daran hatte ich auch schon gedacht«, sagte er dann, »aber noch ist die Beweislast (diesen Begriff hatte er aus einem Kriminalroman aufgeschnappt) zu gering. Und außerdem haben wir ja noch ein paar Tage Zeit, bis wir auf...«, Jonas kramte in seiner Hosentasche und holte den Zettel hervor, »...bis wir auf Macquarie Island sind. Und für Mutter wäre es ein Alptraum, wenn wir die Expedition gefährden würden. Du weißt doch, wie wichtig ihr ihre Arbeit ist.«

»Und wenn nicht wir die Expedition gefährden, sondern die beiden Männer?«, warf Lia ein.

Jonas' Stirn warf Falten.

»Daran habe ich noch nicht gedacht. Du meinst also genau das Gegenteil, dass es also an uns liegen könnte, die ganze Expedition zu retten?«

»Genau!«, sagte Lia. »Es liegt in unserer Hand. Und von daher hast Du recht: Wir behalten es erst einmal für uns. Aber weißt du was? Wenn ich so darüber nachdenke, ist mir auch etwas Seltsames aufgefallen.«

»Dir auch?«, fragte Jonas ungläubig, »erzähl!«

»Na gut. Als wir gestern an Deck standen, kurz bevor wir abgefahren sind, habe ich gesehen, wie ein Mann – und so wie du ihn beschreibst, könnte es der Funker gewesen sein – neben der Einstiegsrampe einen schwarzen Rucksack, oder eher einen Turnbeutel, aufgesammelt hat, der sich in einem Tau verfangen hatte. Darauf abgebildet war ein muskelbepackter Mann, der

eine Art Pizzaschieber in der Hand hielt. Ich dachte, er räumt nur auf.«

Lia zeichnete den Gegenstand auf den Kniffelblock. »So in etwa sah das Symbol aus. Und kurz bevor der Mann den Turnbeutel gegriffen hat, hat er sich noch auffällig umgedreht und geschaut, ob ihn jemand dabei beobachtet hat. Ich hatte mir erst nichts dabei gedacht, aber jetzt kommt es mir Merkwürdig vor.«

»Das ist in der Tat merkwürdig«, fasste Jonas das Gehörte zusammen.

Und dann schwiegen sie einen Augenblick.

Puh, das war eine schwere Last: Die Rettung der Antarktis in der Hand von zwei Kindern. Doch je mehr Jonas darüber nachdachte, desto entschlossener wollte er dem Kriminalfall auf die Schliche kommen. Und vielleicht lag ja tatsächlich alles in ihren Händen, denn welche Ganoven – was auch immer diese vorhätten – denken schon daran, dass irgendwelche Kinder sie aufhalten könnten?

Jonas und Lia beschlossen, in den folgenden Stunden und Tagen besonders wachsam zu sein. Um ihre Gedanken zu ordnen und nichts Wichtiges zu vergessen, griff Jonas nach seinem Englischheft und schrieb nieder, was sie alles beobachtet und herausgefunden hatten.

Seite 1 – merkwürdige Vorkommnisse an Bord

Nachdem alles geplant und niedergeschrieben war, ergriff Jonas wieder das Wort: »Lia, kommst du mit zur Köchin? Der Käpt'n sagt, wir könnten uns dort nützlich machen.«

Was für eine Frage! Natürlich war Lia dabei, sie liebte es zu kochen und zu backen! Und ehe sie sich versahen, standen sie schon im Eingang zur Küche und schauten zu, wie Mary-Anne gerade emsig Töpfe und Pfannen seefest verstaute. Mit ihren gut 1,60m musste sie sich gewaltig strecken, um an die Oberschränke zu gelangen. Jonas schätzte sie auf etwa 50 Jahre, wobei man den Schätzungen eines Elfjährigen bekanntermaßen nicht allzu viel Glauben schenken sollte. Ihre Haare waren lang, gewellt und bräunlich und ihr Outfit wollte nicht so recht in die triste Schiffskombüse passen. Irgendwie sah sie ein Stück weit zu elegant aus.

Noch hatte sie die beiden Kinder nicht wahrgenommen. Jonas räusperte sich vorsichtig, sodass Mary-Anne sie bemerkte und sich ein wenig erschrocken umsah.

»Huch, ihr beiden, da seid ihr ja! Wolltet ihr mich erschrecken?«, sprach sie mit einem spitzbübischen Lächeln. »Der Kapitän hatte mir schon in Aussicht gestellt, dass ich zwei fleißige Helfer an Bord habe. Ich bin Mary-Anne. Habt ihr Lust, mich beim Kochen zu unterstützen?«

Die Kinder nickten.

»Super, heute gibt es Kartoffelsuppe und hungrige Mägen brauchen eine ganze Menge Kartoffeln, das kann ich euch sagen. Wenn ihr mögt, können wir gleich beginnen. Wer von Euch schneidet denn gerne Möhren und wer möchte Kartoffeln schälen?«

Lia ergriff zuerst das Wort. »Wenn´s geht, würde ich gerne die Möhren schneiden«, sagte sie und schaute zu Jonas, der sich bereit erklärte, die Kartoffeln zu schälen.

»Bestens, dann lauft doch mal in den Vorratsraum nebenan und holt mal bitte...«, Mary-Anne überlegte, »80 Kartoffeln und sagen wir 40 Möhren.«

Dann griff sie zielsicher hinter eine kleine Blende, die sich unterhalb eines Oberschranks befand, und fischte einen kleinen Schlüsselbund hervor.

»Den braucht ihr, um reinzukommen!«

Jonas stellte sich den Berg an Gemüse vor. Was für eine gewaltige Menge! Wobei: Auf 20 Erwachsene gerechnet war das ja doch gar nicht so viel. Vier Kartoffeln und zwei Möhren? Wer sollte denn davon satt werden? Aber es gab ja noch Zwiebeln, Lauch, Sellerie und eine ordentliche Wursteinlage.

»Ihr müsst das Gemüse aber wiegen und in der Liste neben dem Kartoffelsack vermerken. Wir brauchen also...«, Mary-Anne sah in einer handschriftlichen Umrechnungstabelle, die an einer Schranktür hing, nach. Sie rechnete: »Neun Kilo Kartoffeln sind das etwa und, puh, dreieinhalb Kilo Möhren. Schafft ihr beiden das?«

Lia und Jonas gingen gemeinsam zur Speisekammer und öffneten die Tür. Drinnen war es dunkel und auch deutlich kühler als in der Küche oder ihren Zimmern. Geradeaus und links befanden sich vierstöckige Regale, die jedoch nur zum Teil gefüllt waren. Auf den ersten Blick sahen sie: Mehl, Kürbisse, Kidneybohnen und Tomaten in Dosen, Nudeln und Reis, Mehl, Eier, Toastbrote, Marmelade und Margarine, verschiedene Dauerwürste, Äpfel, Bananen, Orangen, Kohlrabi und weiteres Grünzeug. Hinten befand sich der Sack mit den Kartoffeln und unmittelbar angrenzend eine Supermarktwage, die auf einem Tisch befestigt war. Neben jedem Lebensmittel befand sich eine Tabelle mit zwei Spalten und mehreren Zeilen. In den Spalten waren Bestand und Entnahme mit Kilo beziehungsweise Anzahl einzutragen und mit Datum zu versehen. Kartoffeln waren laut Liste zum Beispiel 40 Kilogramm vorhanden, die Äpfel und die Orangen waren in Stückzahl angegeben. 120 Äpfel, 45 Orangen. Jonas zählte nach. 42, 43, 44, tatsächlich, es waren 45 Orangen. Vermutlich hatte man die Bestellung extra auf einem Markt aufgegeben und am ersten Morgen war verständlicherweise noch nichts geplündert. Nach dem Wiegen trug Lia fein säuberlich die entnommene Menge ein: Kartoffeln: *Minus 9,04 kg*, Möhren: *Minus 3,55 kg*. »So, das war's für's Erste.«

Schwer bepackt gingen sie zurück zu Mary-Anne.

»Warum muss man denn jedes Lebensmittel so genau eintragen?«, wollte Lia wissen.

»Das«, sagte Mary-Anne, die inzwischen Schneidbretter und Messer herbeigeschafft hatte, »ist noch ein Überbleibsel aus der alten Seefahrt. Stellt euch mal vor, wir würden uns verirren oder – wahrscheinlicher – der Motor würde ausfallen. Dann müssten wir das Essen rationieren. Also schauen, dass wir nicht alles auf einmal aufessen. Sonst kann es sehr gefährlich werden! Und jetzt lasst uns starten, ich höre die Mägen schon bis hierhin knurren!«

Jonas und Lia machten sich an die Arbeit und hatten wahre Freude daran. Mary-Anne machte auf die beiden einen sehr freundlichen Eindruck und wollte viel von ihnen wissen. Wo sie herkamen, was ihre Hobbies waren und welche Musik sie bevorzugten. Und auch von ihr erfuhren Jonas und Lia einiges. Mary-Anne war 42 Jahre alt und besaß bereits einen erwachsenen Sohn. Sie kam aus Wellington, der Hauptstadt Neuseelands. Und da sie abenteuerlustig sei, kam ihr die Anzeige gerade recht (*Köchin für Expedition in die Antarktis gesucht*).

Während sie die Möhren wuschen und kleinschnitten und die Kartoffeln schälten, überlegten sie gemeinsam mit Mary-Anne, was es denn morgen zum Abendessen geben könnte. Spaghettis waren letztendlich heiß im Rennen. Mittags und morgens, das erfuhren sie von Mary-Anne, aß ein jeder für sich, wobei es immer gern

gesehen war, dies im Gesellschaftsraum zu tun, damit man sich austauschen konnte und die Gemeinschaft an Bord gestärkt würde. Abends wurde dann für alle aufgetischt und wer dort verhindert war, durfte sich das Essen später noch einmal warmmachen. Und zwischendrin gab es einen Obststeller, der für alle bereitstand. Diesen durften Jonas und Lia dieses Mal zusammenstellen und dekorieren. Die entnommenen Früchte – Bananen, Äpfel und Orangen – trugen sie in die Liste ein.

»Schauen wir mal, ob zehn Äpfel reichen!«, sagte Lia schließlich, als sie den Teller befüllt hatten und mit der heutigen Arbeit fertig waren.

Mary-Anne hatte in der Zwischenzeit die Suppe gekocht, gewürzt und den Kindern zum Kosten angeboten. Lecker! Zum Abschluss ihrer ersten Schicht drückte Mary-Anne Lia schließlich die Essensglocke in die Hand und bat sie, damit läutend über Flure und Deck zu laufen. Das Essen ist fertig.

Kapitel acht
DIE WÜRFEL SIND GEFALLEN

Nachdem die Männer und Frauen an Bord die Suppe bis auf den sprichwörtlich letzten Löffel verschlungen hatten, kehrte die Mittagsruhe ein. Jonas verbrachte den Nachmittag mit drei Dingen: Ausschau Halten nach Walen, Lesen und Gesellschaftsspielen.

Ersteres wollte noch nicht so recht Erfolg versprechen. Obwohl er sogar noch einmal für ein paar Minuten auf der Kapitänsbrücke stand und Hajo nach Tipps zur Wahlbeobachtung ausfragte, war er sich im Nachhinein nicht sicher, überhaupt einen einzigen Wal gesehen zu haben. Fern am Horizont, wo die Wellen in den Himmel übergingen, meinte er, kurz etwas Graues gesichtet zu haben. Es schien sich sogar zu bewegen. Vielleicht war es aber auch nur der Wellengang, der ihm dies vorgaukelte. Gerade, als er Vaters Fernglas, das er mit sich führte, greifen wollte, war dieses graue Halbdunkel schon wieder verschwunden. Klar, das sprach für einen Wal, vielleicht einen großen Buckelwal, der – kurz an der Wasserfläche Luft schnappend – wieder die Tiefen des Ozeans aufsuchte. Aber irgendwie war es

doch nicht real, Jonas hatte sich mehr von seiner ersten Walsafari erhofft. Dafür war schlicht zu wenig zu erkennen. Also beschloss Jonas folgerichtig, dass es gar kein Wal gewesen sein könnte und die eigentliche Sichtung einfach nur hinausgezögert wurde. Gewiss, und das meinte auch Hajo, würde er in den nächsten Tagen noch einen Wal von nah sehen können. Hajo versprach zudem, selbst Ausschau zu halten und Jonas Bescheid zu geben, wenn es soweit war. Dafür würde er sogar die alte Lautsprecheransage an Bord bemühen, damit Jonas – und natürlich alle anderen auch – mitbekämen, wenn die sanften Säuger sich blicken ließen.

Bei Jonas' zweiter Beschäftigung, dem Lesen, fand er sich gedanklich ein paar Tausend Kilometer nordöstlich, in Polynesien, auf einer einsamen Insel wieder. Ihm war es bereits gelungen, einen witterungsbeständigen Unterschlupf zu bauen und mit Hilfe von Zunder und Steinen Feuer zu entfachen. Das Jagen mit dem Speer gelang ihm stetig besser, nur mit dem Ausnehmen der Fische kannte er sich wenig aus, was wohl daran lag, dass er die detaillierten Beschreibungen über die Anordnungen der Organe, die bestmöglichen Schnittstellen und das Ausbluten nur kurz überflog. Dann schaute er auf die Uhr und verabschiedete sich aus seinen Tagträumen, in die er sich gerne flüchtete: Es war bereits kurz vor fünf und Lia hatte ihn während

des Lesens bestimmt drei Mal gefragt, ob sie nicht ein paar Runden Kniffel gegeneinander spielen wollten.

Jonas und Lia machten es sich bei einer Tasse Tee und Früchten von ihrem Obststeller im Gesellschaftsraum gemütlich. An dem kleinsten der Tische, am Rande des Raumes gelegen und zwischen Fenster und dem kleinen Bücherschrank eingezwängt, nahmen sie einander gegenüber Platz.

Wie sie feststellten, wurde schon reichlich vom Teller genascht, da kamen ihnen die Erdnüsse, die Mutter ihnen bei einer ihrer kurzen Ausflüge nach oben hinstellte, gerade recht. Lia war anzumerken, wie sie die Zeit an der Seite ihres großen Bruders genoss. Endlich war Jonas mal nicht mit anderen Dingen beschäftigt oder mit den großen Jungs unterwegs, die sie nicht dabei haben wollten.

Nachdem sie bereits eine Handvoll Partien hinter sich gebracht hatten und Lia – wie so oft – gewann, hielt Jonas die Würfel fest.

»Was ist los, Jonas, hast du keine Lust mehr?«

»Nein, ähm, doch, eigentlich schon. Ich habe noch einmal über den Turnbeutel nachgedacht, von dem du erzählt hast«, sagte er.

»Und?«, fragte Lia neugierig, »auf was bist du gekommen?«

»Tja, so einfach ist das nicht. Ich glaube, dass wir Opa Gustav mal um Rat fragen sollten, er wird uns bestimmt helfen können.«

»Opa Gustav?«, entgegnete Lia irritiert, »Wie sollen wir das bloß machen?«

»Ach, das ist leicht. Wir rufen ihn einfach an. Komm mit!«

Kapitel neun
ZUM GEBURTSTAG VIEL GLÜCK

Es war bereits kurz vor acht am Abend, als die beiden Kinder auf der Kommandobrücke eintrafen. Zaghaft klopfen sie an die Tür.

»Hajo, wir haben gesehen, dass du ein Telefon hier oben hast. Dürften wir das einmal kurz nutzen? Unser Opa hat Geburtstag und über Handy erreichen wir ihn nicht!«

»Das wundert mich nicht, hier draußen auf See habt ihr – wenn überhaupt – nur in der Nähe von einigen Inseln Empfang. Und je weiter südlich wir fahren, desto schlechter sieht's aus. Mit etwas Glück habt ihr morgen auf Campbell Island wieder Netz. Ansonsten hilft nur noch ein Satellitentelefon weiter.«

Der Kapitän hielt kurz inne, meinte es aber gut mit den Kindern.

»Wenn ihr mir versprecht, Euch ganz kurz zu halten, dann könnt ihr euren Opa ja einmal anrufen. Ist ja auch eine schöne Überraschung. Aber nicht länger als zwei Minuten. Und erzählt's bitte nicht überall herum, hört

ihr? Denn so ein Anruf ist nicht ganz billig und es ist nicht mein Geld, was ihr da ausbebt.«

Nachdem die Rufnummer samt Vorwahl eingegeben wurde, vergewisserte sich Hajo, ob der Ruf auch raus ging und angenommen wurde. Schließlich waren die Menschen in Schweden zwölf Stunden zurück und die meisten noch in den Federn. Es klingelte und eine Männerstimme meldete sich fragend. Sie klang noch belegt von der Nacht.

»Gustav Karlkvist. Wer ist da, bitte?«

Hajo nickte zufrieden, während Jonas und Lia aufgeregt in das Telefon schrien. »Opa! Opa! Wir sind's. Wir sind ganz weit draußen, auf dem Meer! Kannst du uns hören?«

»Als wenn ihr neben mir wärt, Kinder. Was für eine tolle Überraschung. Wie geht's Euch?«

Nachdem Lia im Eiltempo erzählte, dass an Bord alles blendend sei und sie von allen lieb aufgenommen wurden, ließen sie ihren Opa mit einem kurzen Ständchen hochleben. Wie schön, dass Du geboren bist!

Ehrlich gesagt machten sie dies zum zweiten Mal, schließlich hatten sie und Opa bereits vor vier Tagen miteinander telefoniert und auch für ihn gesungen, als Opa Gustav WIRKLICH Geburtstag hatte. Dennoch war dies ein guter Vorwand und streng genommen war der

Grund des Anrufs ja auch nicht gelogen. Doppelt hält besser.

Hajo packte sich derweil seine Pfeife ein und machte sich zum Rauchen auf den Weg ins Freie.

Kurz nachdem der Kapitän dann außer Hörweite war und die Tür zur Brücke von außen angelehnt wurde, wechselte Jonas schnell das Thema: »Opa, Lia und ich brauchen deine Hilfe. Wir haben da so etwas entdeckt und vielleicht kannst du uns ja sagen, was es ist! Lia erzählt es dir.«

Jonas reichte das Telefon weiter, um den Schein eines Geburtstagsanrufs weiter zu wahren. Lia hielt nun den Hörer: »Hallo Opa!«, sagte sie, während sie zugleich den Kapitän durch den Glaseinsatz der Tür beobachtete. »Weißt du etwas über ein Wappen, das wie der Oberkörper eines starken Mannes aussieht? Irgendetwas hat dieser in der Hand, das aussieht wie... wie ein Pizzaschieber oder so. Wir haben das Wappen auf einem Turnbeutel entdeckt.«

»Ein Mann mit Pizzaschieber?«, Opa überlegte, »ihr seid in Neuseeland. Kann es vielleicht ein Cricket-Schläger sein?«

Jonas konnte ein wenig mithören. Er nickte aufgeregt.

»Ja, das kann sein!«, sagte Lia.

»Dann lasst euch mal von eurem Papa erklären, wie Cricket funktioniert. Schließlich ist das Volkssport

Nummer eins in Neuseeland. Habt ihr noch mehr fragen«, wollte Opa wissen.

»Nein, das war alles«, sagte sie leise und anschließend, weil der Kapitän wieder den Raum betrat, schob sie lauter hinzu: »Dann feiere noch schön und grüß Oma von uns! Bis bald!«

Hajo nahm den Hörer entgegen. »Alles erledigt, ihr zwei?«

»Ja, und vielen Dank nochmal!«

Zurück in Jonas' Kajüte durchdachten sie die neuen Erkenntnisse. Dass ihnen das nicht gleich eingefallen ist. Na klar, sie hatten einen Fan-Turnbeutel gefunden. Von irgendeinem neuseeländischen Cricket-Team. Aber: Was sollten sie mit der Erkenntnis nun anfangen? Lia und Jonas schrieben ihre Überlegungen auf die nächste Seite im Englisch-Heft nieder. Mit vielen Pfeilen und Fragezeichen ergab sich nun ein kleines Fahndungsplakat. Ganz oben rechts zeichneten sie den Kopf eines Unbekannten ein. Ihre erste Annahme: Der Turnbeutel stammt vermutlich von einem Kind oder einem Jugendlichen. Einen Erwachsenen schlossen sie aus, da ihnen keiner aus dem Bekanntenkreis einfallen wollte, der in seiner Freizeit einen Turnbeutel als Rucksack trägt.

Als zweites nahmen sie an, dass der Beutel entweder beim Betreten des Schiffes oder beim Verlassen des

Schiffes verloren wurde, schließlich lag er unmittelbar neben der Einstiegsrampe.

Jonas überlegte weiter: »Wenn der Beutel beim Ausstieg verloren gegangen wäre, dann hätte er dort ewig gelegen und wäre sicher verwittert oder kaputt. Denn die letzte Fahrt war lange her, das habe ich auf dem Plakat gelesen.«

Lia nickte.

Also hielt Jonas fest: »Turnbeutel beim Betreten verloren. Fundort: Einstiegsrampe.«

Blieb noch eine dritte Frage: »Was sagt der Turnbeutel über den Besitzer aus?« Nicht viel – eigentlich – außer... ja, außer, dass der Träger sportinteressiert ist und Fan einer Cricket-Mannschaft ist. Jonas zog zwei waagerechte Striche auf dem Papier. Darunter schrieb er: »Turnbeutel gehört sportbegeistertem Kind. Vermutlich Neuseeländer.«

Columbo hätte es auch nicht anders geschlussfolgert.

Mit dem Gedanken, wieder ein neues Puzzleteil entdeckt zu haben, aber noch nicht zu wissen, wie das Gesamtmotiv aussehen würde, verabschiedeten sich Jonas und Lia ins Bett. Inzwischen war es schon nach neun und Vater hatte mit seinem Klopfen an die Tür bereits freundlich an die späte Uhrzeit erinnert. Sie sollten fit sein, schließlich würden sie in naher Zukunft vor der ersten Insel ankern und ihren ersten Landgang antreten.

»Gute Nacht, Lia! Schön, dass wir zusammen verreisen!«

Tag 3

Kapitel zehn
NÄCHTLICHE GEISTER

Um halb drei in der Nacht wurde es plötzlich laut auf dem Gang und Jonas, der friedlich und erschöpft unter seiner Decke lag, wurde unsanft aus seinem Schlaf gerissen. Zunächst hörte er nur ein paar einsame Schritte, dann wurden es immer mehr. Und sie wurden lauter.

Auch wenn die Sirenen noch ausblieben und sich die Violinisten wie beim Untergang der Titanic zum Spielen des Chorals »Näher, mein Gott, zu dir« erst noch sammeln mussten, war Jonas im ersten Augenblick klar, dass sich hier nichts anderes als eine Kollision mit einem gewaltigen Eisberg abgespielt haben könnte. Kalt war es. Dunkel war es. Und die hektischen Schritte auf dem Gang verhiessen nichts Gutes.

Mit einem hölzernen Rumpeln wurde das erste Rettungsboot aus seiner Verankerung getragen. Gleich würde Hajo das Kommando erteilen: »Frauen und Kinder zuerst!«. Und dann hörte Jonas, wie der Rumpf bereits in zwei Teile brach.

Jonas' Mutter hatte die Zimmertür geöffnet und stand nun im Rahmen. »Hallo Jonas, ich wollte nur nachsehen, ob du wach geworden bist!«, sprach sie mit sanfter Stimme. »Wir sind gleich da. Magst du mit Dad und mir auf Deck kommen?«

Jonas sah sie schlaftrunken an. Dann warf er einen Blick durch sein Zimmerfenster, aber bis auf ein dunkles Schwarz war nichts zu erkennen. Jonas war beruhigt, dass seine Fantasie ihm einen Fehlalarm beschert hatte und er wohl doch noch zwölf Jahre alt werden sollte.

Schnell stieg er in seine Pantoffeln, den Schlafanzug noch an, und folgte seinen Eltern. Lia hatte sich bei Mutters Besuch nicht geregt, sodass sie sie weiterschlafen ließen.

An Deck konnten sie, obwohl es tiefe Nacht war, die schwarzen Umrisse einer Insel – Campbell Island – und das dämmerige Licht eines Hauses oder Leuchtturmes erahnen. Davor waren Berge aus aufgeschäumter Gischt zu sehen und der Wind hatte im Vergleich zum Vortag noch einmal deutlich an Kraft gewonnen, sodass sie sich, um unbeschadet und sicher vorangehen zu können, am Geländer festhalten mussten. Schnell hatte sich herumgesprochen, dass Land in Sicht war. In ihrer Nähe standen einige Leute von der Crew und ein halbes Dutzend Teilnehmer der Expedition. Freude über das erblickte Land machte sich breit. Und das nach nur ei-

nem einzigen Seetag. Nicht auszumalen, dachte Jonas, wie Kolumbus sich gefühlt haben musste, als er erst nach über fünf Wochen wieder das erste Mal Land sichtete. Er muss ja vollkommen ausgerastet sein!

Langsam bewegte sich das Schiff auf die Insel zu, dann stoppten die Motoren, sodass die Arctic Hope nun wie ein Papierschiffchen auf einem kleinen Bach Wellengang und Strömung ausgesetzt war. Jonas wurde etwas unwohl, als er den Lichtpunkt am Horizont fixieren wollte und dieser sich – oder besser gesagt Jonas sich – gewaltig auf und ab bewegte. Gerne hätten sie noch ein paar Minuten an Deck verbracht, aber ihre dünne Kleidung und der Ruf des Kapitäns von der Brücke bewogen sie zum Rückgang

»Moin, Moin. Hier ist euer Käpt'n. Wie ich sehe, scheinen ja fast alle auf den Beinen zu sein. Wir haben unseren Landeplatz für heute Nacht erreicht. Morgen geht es mit den ersten Sonnenstrahlen dann direkt in die Bucht; der Seegang verweigert uns gerade die Einfahrt und hier draußen wimmelt es vor spitzen Felsen. Gute Nacht! Und schnallt Euch an! Kotzeimer bekommt ihr auf dem Klo.«

Jonas ging mit seinen Eltern wieder unter Deck, beschloss aber, da ihm der Magen schlagartig etwas flau wurde und er zu Abend wohl nicht genügend gegessen hatte, noch einen Happen zu sich zu nehmen; wohl

wissend, dass sich sein Unwohlsein dadurch auch verschlechtern könnte (aber den Weg zur Toilette kannte er ja).

Jonas erinnerte sich, dass Mary-Anne ihm und Lia am Vortag das Versteck des Schlüssels zur Speisekammer anvertraut hatte. Gut sollten sie das Geheimnis hüten, hatte sie ihnen noch gesagt. Und Jonas wusste, dass die Speisekammer kein Selbstbedienungsladen war und eigentlich nur betreten werden sollte, wenn Zutaten für die Mahlzeiten und Snacks benötigt würden. Aber dies war nun heute einmal eine Ausnahme, weil der Obstteller, den er und Lia zubereitet hatten, tatsächlich schon leer war und sie ihn folglich zu sparsam bestückt hatten. Gerne hätte er Mary-Anne selber gefragt, aber an Deck hat er sie nicht gesehen und wecken wollte er sie auch nicht wegen einer solchen Lapalie.

Also ging Jonas selber schwankend zur Küche, fischte den Schlüssel hervor und betrat in einem unbemerkten Augenblick die Speisekammer, auf dessen Boden sich ihm... eine kleine Sauerei zeigte! Da lagen zerbrochene Eier, mindestens fünf, und eine Packung Mehl.

»Nicht verwunderlich!«, dachte Jonas, »dass bei diesem Wellengang auch mal etwas zu Bruch geht.«

Er schloss die Tür von innen, um nicht weiter aufzufallen, und schaltete das Licht an. Jonas musste sich festhalten, um nicht gegen einen der Schränke geschleudert zu werden. Behutsam räumte er die Eier-

schalen weg und wischte den Dotter mit einem Tuch auf. Die Mehltüte war nur auf einer Seite etwas aufgerissen, sodass er diese wieder in das Regal stellen konnte. Als er das Gröbste aufgeräumt hatte, griff er zu den Äpfeln und notierte pflichtbewusst die Entnahme: *Minus 1 Apfel*.

Jonas überflog die Liste. 120 Äpfel waren es zu Anfang, gestern hatten sie zehn Äpfel auf den Obstteller gelegt. Heute wurde ein weiterer entwendet. Macht 109 verbleibende Äpfel. Warum auch immer zählte Jonas noch einmal nach. Es hatte durchaus Gemeinsamkeit mit dem Schafe Zählen, was viele vor dem Schlafengehen tun, um müde zu werden. Aber: Wie oft er auch nachzählte, er kam nur auf insgesamt 106 Äpfel. Drei Schafe fehlten.

Jonas suchte den Boden ab, schaute in die letzten Ecken, aber fand nichts. Die Äpfel konnten nicht aus der Kiste gefallen sein, dafür war sie zu hoch und der Wellengang dafür – zum Glück – noch zu gering.

Erneut hatte Jonas das Gefühl, dass es hier auf dem Schiff nicht mit rechten Dingen zugeht. Vater sprach vor der Abreise noch spaßeshalber vom Klabauteermann, der sich unbemerkt auf das Schiff begeben würde und sie in die Antarktis begleiten würde. Einerseits würde der Schiffgeist den Kapitän heimlich vor Gefahren warnen und das Deck schrubben, andererseits würde er aber auch gerne Schabernack treiben. Er soll rote

Haare haben und ein schauerhaftes, grünes Gebiss voller schiefer Zähne – vielleicht kam das Grün ja von den Äpfeln?

Und dann war da noch etwas: Wenn der Klabautermann sich tatsächlich einmal zeigen sollte – und Jonas hatte Vaters Wortlaut nun klar vor sich – wäre das Schiff dem Untergang geweiht. Es würde sinken. Vater hatte für diese Erzählung von Mutter eine ordentliche Ansage erhalten, von wegen, dass er die Kinder doch verschrecken würde und ihnen Angst einjagen würde. Und jetzt lief Jonas der kalte Schauer doch noch über den Rücken. Er glaubte nicht an irgendeinen Matrosen-Kobold, aber eine andere Erklärung hatte er im Moment auch nicht. Nur er, Lia und Mary-Anne hatten Zugang zur Speisekammer. Lia schlief, Jonas hatte mit dem Chaos am Boden nichts zu tun, und Mary-Anne? Warum um alles in der Welt sollte sie hier so ein Durcheinander hinterlassen? Auf ihrem eigenen Arbeitsplatz? Nein, so recht wollte das nicht passen. Gab es also vielleicht doch noch eine andere Person, die sich Zugang verschaffen konnte?

Jonas legte sein Ohr an die Tür der Speisekammer. Stille. Dann öffnete er diese und besah sich das Schloss. Es war alt und dem Anschein nach nicht wirklich sicher. Gut möglich also, dass es sich hier leicht einbrechen ließ.

Jonas schlich sich zurück zur Küche und griff vorsichtig eines der kleinen Schneidmesser. Würde ein Einbruch hiermit auch gelingen? Bei dem Wellengang war es zwar kompliziert, doch: In der Tat! Selbst mit dem Messer konnte man – ohne viel Kraft und Übung – das Schloss überwinden. Schnell brachte er das Messer zurück an seinen Platz und hatte, als er an der Schublade gerade mit dem Ärmel die Fingerabdruckspuren, die seine Mehlhände verursacht hatten, abwischen wollte, einen fabelhaften Einfall. Um zu wissen, wer hinter dem Diebstahl stand, müsse er dem Einbrecher nur eine kleine Falle stellen und dann dessen Spur folgen. Eine Spur, wie Hänsel und Gretel sie mit den Brotkrumen gelegt hatten. Nur andersherum. Und dann würde er das Knusperhaus, oder besser gesagt das Zimmer, des Diebes schon finden. Und so streute Jonas ganz behutsam etwas von dem angebrochenen Mehl auf den Boden. So würde er sehen können, wenn sich wieder jemand unerlaubt Zutritt verschaffen würde. Anschließend verriegelte Jonas die Tür, brachte den Schlüssel zurück in die Küche und legte sich schlafen.

Und dann wartete er unter der Bettdecke, dass jemand in seine Falle tappte.

Kurz darauf schlief er ein.

Kapitel elf
LAND IN SICHT

Wie vom Kapitän angekündigt, tastete sich die Arctic Hope am Morgen langsam in das Innere der Bucht vor. Hajo lag mit seinem Gespür richtig, dass die Wellen nachlassen würden und ohnehin war bei Tageslicht – jetzt, wo man ein paar aus dem Wasser ragende Felsen sehen konnte – die Einfahrt in den östlichen Naturhafen zur Beeman Base sicherer als bei Nacht. Sie hatten einige hundert Meter süd-östlich vom North Cape geankert, dem, wie der Name es vermuten lässt, nördlichsten Punkt der etwa 17 mal 17 Kilometer großen Vulkaninsel, die – wie Vater Jonas auf einer Karte zeigte – aus der Luft wie ein gleichförmiger Farbklecks aussah, aus dessen Zentrum sich die jeweiligen Inselarme in alle Himmelsrichtungen ausbreiteten. Was besonders auffiel, waren die beiden weitläufigen Fjorde: Der Northeast-Harbour verlief ausgehend von östlicher Richtung etwas mehr als zwei Kilometer ins Landesinnere und der Perseverance-Harbour, den, den sie gerade ansteuerten, gar sieben bis acht Kilometer.

Da die Einfahrt in die beiden Naturhäfen jeweils von östlicher Seite zu erfolgen hatte, war die Gefahr, in die unliebsame und gefährliche West-Ost-Strömung zu geraten, gering. Anders als auf der Westseite, wo von Wind und Wellen abgetragene Landstriche das Schauspiel eindrucksvoll zeigten und Zeuge der Naturgewalten waren, war es auf der Ostseite gemäßigt und ruhig.

Mit leise brummenden Motoren und geringer Geschwindigkeit passierten sie am Cook Point die Einfahrt zum ersten Fjord. Da die Küste hier besonders steil ins Meer abfällt und daher ein Passieren in Ufernähe möglich war, wurde den Mitfahrern – inzwischen hatten sich alle auf die rechte Deckseite, die Steuerbordseite, begeben – ein detaillierterer Blick aus nächster Entfernung auf die Insel vergönnt.

Jonas hatte sich eine kleine Decke mitgebracht und sich auf einem Schiffspoller niedergelassen. Mutter und Vater standen gut eingepackt nebeneinander und hielten eine wärmende Tasse Tee in den Händen, dessen Dampf Vaters Brille immer wieder beschlagen ließ. Lia stand in ihrer Nähe und war guter Dinge. Jonas meinte erkennen zu können, dass sie ihrem Stoffhasen gerade erklärte, was sie sah. Vielleicht hielt sie ihn aber auch nur einfach in der Hand.

Was aus der Ferne vorab nach einem rosa-grün-grauen Schleier aussah, präsentierte sich aus der Nähe als dicht bewachsene Graslandschaft.

»Tussokgras!«, sagte Vater, der sich im Vorfeld mit der Flora und Fauna der beiden anzufahrenden Inseln auseinandergesetzt hatte. »Vor vielen, vielen Jahren weideten hier auf der Insel unzählige Schafe und Ziegen. Sogar Schweine gab es hier.«

Jonas war inzwischen von seinem Platz aufgestanden und hielt nach der Einfahrt zum Perseverance-Harbour Ausschau. Noch hatten sie diesen nicht erreicht, links von ihnen war noch immer das unendliche, offene Meer.

»Ist es noch weit, Papa?«, fragte er seinen Vater, der abwechselnd in das Fernglas und auf die Karte schaute.

»Wir biegen gleich ein, Jonas«, antwortete dieser. »Nach dieser Bucht«, er zeigte Jonas ihre Position auf der Karte, »müssen wir nur noch um das Ost-Kap fahren. Möchtest du auch mal durch das Fernglas sehen?«

Jonas nickte. Er blickte auf einen mit Gras bewachsenen Hügel, den sie in Kürze hinter sich lassen würden. Die Smoothwater-Bay machte ihrem Namen alle Ehre – so ruhig wie jetzt waren sie zuletzt im Otago-Fjord unterwegs gewesen. Eine Horde bewollter Schafe war ins Fressen vertieft, nur einige Tiere blickten zu ihnen auf. Manche blökten und andere schliefen friedlich. Daneben ruhte sich ein Schäfer aus, indem er ein Bündel Stroh unter seinen Kopf gelegt hatte und nun den Blick in den Himmel richtete. Ein Schäferhund drehte seine Runden um die Herde und zwickte einige

Tiere immer wieder ins Gesäß. Manche Schafe waren so voll Wolle, dass einzig ihr kahler Kopf verriet, wo vorne und hinten ist.

»Aber jetzt ist die Insel frei von größeren Tieren. Selbst Schafe gibt es hier keine mehr. Untypisch für Neuseeland, oder?«

Vaters Worte fingen Jonas' Gedanken wieder ein. Etwas ungläubig schaute er noch einmal nach dem Schäfer und seinem Hund, konnte sie aber nirgends entdecken. Auch die Schafe waren verschwunden.

»Was ist mit ihnen passiert? Also mit den anderen Tieren? Wo sind sie jetzt?«, fragte Jonas.

Sein Vater suchte nach einer Erklärung: »Weißt du, Jonas, irgendwann hat man festgestellt, dass es doch keine so gute Idee war, die Tiere hierhin zu bringen. Die Tiere wurden hier von Menschen eingeschleppt und haben das ganze Gleichgewicht der Insel auf den Kopf gestellt. Dann haben die Menschen beschlossen, die Züchtung auslaufen zu lassen. Und es gibt noch etwas Interessantes. Wusstest du«, Vater redete sich langsam in Form, »dass diese Insel einmal die größte Rattendichte der Welt besaß?«

»Ratten?«, fragte Jonas ungläubig nach.

»Ja, genau, Ratten«, erwiderte Vater.

Jonas überlegte: »Was machen Ratten auf einer Insel?«

Er hatte schon öfters Ratten entdeckt; in einem Kanal, im Schulkeller oder in der Nähe von stehenden Gewässern, eine lebte sogar am Bach in seiner Nachbarschaft, aber dass sie sich auf einer Insel niedergelassen hatten, war ihm neu. »Wie kamen sie hier hin?«

»Mit den Ratten ist es ähnlich wie mit den Schafen: Seefahrer haben sie mitgebracht. Allerdings eher aus Versehen. Aber keine Angst, auch Ratten gibt es heutzutage keine mehr hier. Siehst du dort hinten den hohen Berg?« Jonas' Vater zeigte nach Süden auf den gut 250 Meter hohen Moubray Hill. »Dahinter müsste die Einfahrt in den Naturhafen sein. Und etwas weiter rechts«, er zeigte nun auf eine andere Erhebung, »befindet sich der höchste Berg der Insel. Der Honigberg, Mount Honey. Er ist über 500 Meter hoch. Unterhalb des Berges ist die Basis, dort müssen wir hin.«

Die Weiterfahrt war abenteuerlich. Die sonst so raue See war gespenstisch ruhig und bis auf die Gespräche der Seeleute und Forscher war es todesstill. Im dunkelgrünen Wasser konnte man immer wieder Fischschwärme ausmachen, die das Schiff neugierig umkreisten. Leichte Nebelfelder hatten sich zwischen den Bergen verfangen und vom Himmel nieselte es schwach herab.

Inzwischen hatten sie den Mubray Hill umschifft und die Einfahrt zum Fjord erreicht. Das bis dahin mys-

tische Stilleben nahm ein Ende, als Jonas gerade dabei war, durch das Fernglas einen entfernten Wasserfall zu betrachten. Hunderte, nein tausende Sturmvögel flogen urplötzlich – scheinbar vom Schiff aufgeschreckt – wild kreischend durcheinander. Einige hundert Meter weiter im Fjordinneren erspähte Jonas Kolonien von Albatrossen, die er zwar bereits von der Otago Halbinsel kannte, jedoch niemals zuvor in dieser Anzahl erblickt hatte. Jungtiere machten ihre ersten Flugversuche und die Männchen näherten sich neugierig dem Schiff. In den Höhen der den Fjord umgebenden Berge, die sie nun zu ihrer Rechten und Linken umarmten, sahen sie Nest um Nest. Die Landschaft wurde – sicher auch wegen des Süßwassers aus den Bächen und Wasserfällen – grüner und üppiger, wenngleich gelb und grau noch immer die dominanten Farben darstellten. Zwischen den Wiesen zeigten sich immer wieder wild wuchernde Gräser und schroffe und zerklüftete Felsen, die nicht nur an Land Platz einnahmen, sondern sich auch unterhalb des Meeresspiegels fortsetzten und von der Arctic Hope gekonnt und ehrfurchtsvoll aus sicherer Entfernung umkurvt wurden. In nicht allzu ferner Zukunft würden sie das Ende des Fjords erreicht haben.

Plötzlich fiel es Jonas wieder ein: Durch die beeindruckende Landschaft dieser menschenleeren Szenerie hatte er seine nächtliche Falle vollkommen verdrängt.

Während die anderen weiterhin an Deck standen, entfernte sich Jonas unbemerkt zur Vorratskammer. Gerne hätte er Lia, mit der er bislang alle Entdeckungen besprochen und geteilt hat, mitgenommen, aber noch hatte er sie nicht eingeweiht und vielleicht wäre es im jetzigen Augenblick auch besser, für nicht allzu großes Aufsehen zu sorgen.

Jonas zog vorsichtig an der Tür. Sie war verriegelt. Im Nebenraum, der Küche, war es noch still. Mary-Anne, die er noch nicht an Deck gesehen hatte, schlief vermutlich noch. Auf leisen Sohlen besorgte er sich den Schlüssel aus der Küche. Nachdem er die Tür zur Vorratskammer behutsam geöffnet hatte, blickte er hinein. Sein erster Blick fiel auf die Wandregale, hier schien alles in Ordnung zu sein. Aber was war mit dem ausgestreuten Mehl? War ihm also jemand in die Falle getappt? Jonas musste zwei Mal hinsehen, aber die ausgelegte Fläche war unangetastet. Seit der Nacht hatte also niemand mehr den Raum betreten. Zumindest kein irdisches Wesen...

Zurück an Deck und kurz vor dem Anlegen kam Mutter mit einer Handvoll Sandwiches herbei.

»Ich habe gerade mit den Anderen Rücksprache gehalten. Der Plan sieht so aus, dass wir gleich einiges an Material für die Wetterstation ausladen und teilweise auch anschließen müssen. Drei Männer werden dann

rausgelassen, die hier ihre Arbeit aufnehmen werden. Das Ausladen sollte nur zwei, drei Stunden dauern und die Installation ist schnell getan. Der Käpt'n bat darum, noch weit vor Sonnenuntergang wieder aufzubrechen, spätestens gegen 19:00 Uhr, sodass wir wieder auf offener See sind, wenn die Nacht einbricht. Wir haben vereinbart, dass Landgänge bis 18:00 Uhr möglich sind. Wichtig dabei: Ihr müsst Euch beim Verlassen und bei der Wiederkehr in diese Liste eintragen.« Mutter deutet auf einen Zettel, der neben der Einstiegsrampe an einem Pfahl klebte und sah Vater in die Augen.

Sie wartete auf sein bestätigendes Nicken.

»Matti, Kinder, was meint ihr?«

Nun nickte Vater und auch die Kinder ließen sich die Freude über den Ausflug anmerken.

»Von der Wetterstation soll es einen Weg geben, der nach Norden führt«, Mutter zeigte nach rechts, »von dort erreicht ihr nach einer guten Stunde einen Bergkamm, von dem ihr einen hervorragenden Rundumblick über die Insel haben sollt. Das ist ungefähr dort«, Mutter zeigte nun in die Richtung eines entfernten Wasserfalls, »wenn ihr das Fernglas mitnehmt, habt ihr sicher eine tolle Sicht auf die Seelöwen-Kolonien auf der Westseite. Die leben hier das ganze Jahr über. Und wenn alles gut geht, können wir ja die letzten Stunden auf der Insel gemeinsam verbringen. Ihr wisst ja, wo ihr mich findet. Und jetzt lasst uns stärken!«

Kapitel zwölf
KLARSCHIFF MACHEN

Nachdem sie den Wissenschaftlern wegen des eng getakteten Zeitplans den Vortritt lassen musste, waren Lia, Jonas und Vater erst nach einer guten halben Stunde an der Reihe, um mit einem kleinen Beiboot an den hölzernen Anlegesteg in der Nähe der Forschungsstation gebracht zu werden. Dieser Schritt war unumgänglich, da die Arctic Hope zu viel Tiefgang für die hiesigen Gewässer am Ende des Fjords besaß und nur ein leichtes Boot in Ufernähe verkehren konnte.

Der Umstieg auf das wackelige Boot begann mit einer kleinen Kletterpartie: Jonas und Lia mussten sich gut festhalten und eine ordentliche Portion Kraft aufwenden, um die Außentreppe der Arctic Hope halbwegs sicher herabzusteigen. Das Gelände war durch den Meeresdunst von einer nassen Schicht umhüllt und die Stufen so eng und steil, dass ein Hinabstieg besser rückwärts gelingen wollte. Auf den letzten Stufen erwartete sie bereits Jack, der das Beiboot steuerte, und Lia und Jonas seine kräftige Hand anbot, um sie auf einer stählernen Plattform etwa einen Meter über dem

Meeresspiegel beim Einstieg willkommen zu heißen. Sicher vertaut wippte das Beiboot auf und ab und ließ sich die immer wieder an den Rumpf schlagenden Wellen nicht anmerken.

»Zwei können noch mit, dann schließen wir die Fahrt«, rief Jack nach oben, während er den Kindern und Vater, der die Rucksäcke der Beiden trug und hinter ihnen hinabgestiegen war, einen Sitzplatz zuwies. »Will noch wer?«

Jack blickte nach oben, wo drei Meter über ihm ein paar Menschen dem Treiben zuschauten. Bislang saßen nur Lia, Jonas, ihr Vater und zwei Leute von der Crew im Boot.

»Wenn noch Platz ist«, antwortete eine Stimme von oben, »dann gerne! Wir können aber auch warten. Heute haben wir keine Eile.«

Es waren der Funker und ein weiterer Mann, der scheinbar zu ihm gehörte.

»Bitte nicht«, dachte Jonas, und sah sich irritiert um, ob er seinen Gedanken nicht laut ausgesprochen habe, »bitte nicht der Funker!«

Den anderen Mann hatte er natürlich auch schon mal an Bord gesehen, aber einordnen konnte er ihn nicht. Jonas sah zu Lia, die ziemlich zerknirscht aussah und der scheinbar auch nicht wohl bei der Sache war.

»Noch ist Platz. Dann mal los!«

Die beiden Männer stiegen nun von allen Seiten beäugt etwas unbeholfen die Treppe hinab.

»Wenn die beiden heute zusammen den Landausflug machen«, schlussfolgerte Jonas für sich, »dann steckten beide bestimmt auch unter einer Decke.« Jonas hatte ihn also entdeckt, den zweiten Schattenmann.

Und das war auch der Grund, dass er die beiden fortan nur noch den *Funker und seinen Komplizen* nannte, wenn er über sie sprach oder an sie dachte.

Kurze Zeit später waren die beiden Männer auch schon auf dem Podest angelangt, von wo aus sie in das schaukelnde Beiboot stiegen.

»Tag, die Herren. Hallo Kinder! Wo dürfen wir sitzen?«

Ohne eine Antwort abzuwarten, setzte sich der Funker neben Jonas auf einen der verbleibenden freien Plätze.

»Na dann! Wollen wir mal sehen, wohin uns die Reise führt! Seid ihr auch schon so gespannt? Ja?«

Und dann grinste der Funker so argwöhnisch, dass Jonas zwangsläufig an Harry, den Einbrecher aus *Kevin allein zu Haus* denken musste. Fehlte nur noch der Goldzahn, der verdächtig funkelte.

»Erschrick die Kinder nicht so, Tyler! Reich mir lieber mal eine Schwimmweste!«

Der Komplize hatte sich ihnen gegenüber positioniert und Jonas sah gerade noch aus den Augenwinkeln

das heiße Bügeleisen, wie es mit voller Wucht an Harrys Stirn schlug. Mit einem doppelten Rückwärtssalto ging er über Bord und nur dem beherzten Eingreifen von Jack war es zu verdanken, dass er den Weg zurück auf das rettende Schiff fand. Lustig sah er nun aus, da ein Vogel seine alten Federn über ihm abließ, welche an seiner nassen Haut kleben blieben.

»Hier, zieht euch auch welche an!«

Der Funker reichte Lia und Jonas eine Schwimmweste. »Sicher ist sicher!«

Jack warf den Motor an. Keine 90 Sekunden später erreichten sie bereits den Anlegesteg, der auf hölzernen, von Muscheln besiedelten Bohlen einige Meter weit ins Meer ragte. Ungeschützt von der Arctic Hope war es hier erwartungsgemäß etwas kühler und windiger. Die klare Luft und das subantarktische Klima weckten in Jonas jedoch etwas, was Mutter bei den ersten Sonnenstrahlen im schwedischen März mit Frühlingsgefühlen bezeichnen würde. Ihm wurde warm ums Herz und sein Körper fühlte sich merkwürdig leicht und beschwingt an. Um diese Gefühlsduselei nicht Überhand nehmen zu lassen, schob Jonas sein Empfinden auf die nüchterne Tatsache zurück, dass dies der erste Landgang seit zwei Tagen war. Wie dem auch sei: Er freute sich riesig, endlich wieder festen Boden unter den Füßen zu haben und war nun voller Tatendrang. Trotz oder gerade wegen des Funkers.

Zunächst gingen er, Lia, Vater und die anderen Mitfahrer zur Forschungsstation, der Beemann-Base, wie sie hieß, die einstöckig errichtet wurde, von silbrigem Wellblech umgeben war und an einen langen Schlauch erinnerte. Fenster gab es kaum und wenn, waren sie in unerreichbarer Höhe, da die Station flutsicher auf Stelzen gebaut wurde. Leider war ihnen, die nicht direkt im Forschungsauftrag standen, der Zutritt verwehrt und die fehlenden Informationstafeln, Sitzbänke und Kinderspielgeräte luden nicht gerade zum Verweilen ein. Was natürlich kein Wunder war, da sich Touristen hier für gewöhnlich nur selten hin verirren. Das Interessanteste an der Forschungsstation – aus Sicht der Kinder – war die Weggabelung. Nach links schien der Weg sprichwörtlich im Sande – oder eher im Fels – zu verlaufen, nach rechts sah er einladender aus, weshalb auch alle – nun jedoch in kleinen Gruppen und nicht mehr als gesamter Trupp – den rechten Weg einschlugen. Diesen hatte auch Mutter empfohlen, die riet, nach Norden zu gehen. Die ersten Meter führten sie vorbei an zwei kleineren Nebengebäuden, weiter am Wasser entlang, und sowohl Jonas als auch Lia trauten ihren Augen kaum, an diesem verlassenem Ort, der ihnen bislang so rein und sauber erschien, solch eine Unmenge an Müll zu finden. Vater erklärte, dass der Fjord eine Art Sackgasse sei, die sämtlichen Müll, der auf den Weltmeeren schwimmt, aufsaugen würde. Hier lagen

Plastikflaschen, Verpackungsmüll, alte Fischernetze und einige Kunststoffkanister. Daneben Styropor und sogar zwei Tennisbälle.

»Traurig«, brachte es Lia über die Lippen, »dass die Menschen überall ihren Dreck hinterlassen.«

Eine Bucht weiter, der Weg war inzwischen zu einem schmalen Trampelpfad verkümmert, sahen sie zwei Seeelefanten, die ihnen vom Schiff noch gar nicht aufgefallen waren. Respektvoll betrachteten sie die bis zu vier Meter langen Tiere, beschlossen aber einstimmig, diese nicht allzu lange stören zu wollen. Am Rande der Bucht nisteten Albatrosse und Campbellenten, wobei sich bei Letzteren Vater nicht ganz sicher war. Schließlich seien diese fast ausgestorben, allenfalls gäbe es noch etwa 200 Exemplare dieser flugunfähigen Vögel auf der Welt. Genauer gesagt: Nur hier. Endemisch nennt das die Wissenschaft.

Da Vater in seiner Rolle als Ersatzbiologielehrer voll aufging und Lia und Jonas sich als wissbegierige Schüler zeigten, hatten sie die anderen Leute, die mit ihnen im Beiboot saßen, also auch den Funker und seinen Komplizen, inzwischen aus den Augen verloren. Jonas passte dieser Umstand trotz der interessanten Dinge, die er lernte, nicht so recht und seine detektivische Ader drängte vorsichtig auf ein Weitergehen. Lia, deren Beine naturgemäß die kürzesten waren, war das Tempo jedoch schon schnell genug, sodass sie sich immer weiter

zurückfallen ließ. Erst Jonas, der ihr in einem geeigneten Augenblick zuflüsterte, dass sie den Funker doch beobachten wollten, ermunterte sie zum schnelleren Weitergehen.

Bald erreichten sie den Bergkamm, von dem Mutter sprach. Da hier der Wind freien Zugang hatte und von Westen blies, war es deutlich ungemütlicher als auf der Ostseite der Insel. Und bei nur noch vier Grad auch nicht übermäßig warm. Sie beschlossen, den Weg nicht noch weiter nach Westen gehen zu wollen, sondern an der höchsten Stelle – gut eingepackt – kurz zu rasten und dann noch einmal die Seeelefanten zu betrachten oder am Wasser nach Pinguinen Ausschau zu halten. Während Vater sich setzte, in sein Brot biss und verschnaupte, sah Jonas durch das Fernrohr gen Westen. Da die Landschaft auch hier überwiegend aus flach- bis mittelhoch wachsenden Gräsern – zumeist Heidekraut – bestand und nur vereinzelt eingeführte Zwergfichten standen, war ein Areal von mehreren Quadratkilometern überschaubar. Auch konnte er einen einzigen, alleinstehenden Baum ausmachen, von dem er später erfuhr, dass er der einsamste Baum auf der gesamten Welt sein sollte. Der Arme... Er war deutlich größer als die strauchartigen Zwergfichten, sicher haushoch, aber für eine Sitka-Fichte, die bei guten Bedingungen an die 100 Meter hoch werden kann, doch winzig klein. Ob am Mythos, dass die Forscher jedes Jahr die Spitze als

Weihnachtsbaum kappten, etwas dran war, ließ sich später auf dem Schiff nicht eindeutig klären. Vorstellbar war es jedoch. Denn selbst auf der ISS gibt es Weihnachtsbäume.

Sein Blick schweifte weiter. Mit Hilfe des Feldstechers waren die anderen Wanderer wieder deutlich zu erkennen. Etwa fünfzehn Gehminuten vor ihnen, weiter westwärts, begaben sich zwei Personen – der Kleidung nach zu urteilen waren es die beiden Männer von der Crew, die mit ihnen angereist waren – geradewegs auf einen Felsvorsprung zu, der sicher beste Ausblicke auf die Westküste bot. Der Funker und sein Komplize hingegen waren wie vom Erdboden verschluckt. Jonas verfolgte mit seinen Augen den gesamten Weg; auch ein zweites und ein drittes Mal, aber finden konnte er sie nirgends. Scheinbar hatten sie den Pfad verlassen.

Nun teilte Jonas den Horizont in einzelne Felder ein, wie beim Schiffe Versenken, und suchte diesen von oben nach unten ab. Irgendwo mussten sie doch sein! A1, A2, A3... nichts. Kurz bevor auf aufgeben wollte, wurde er dann doch fündig. Treffer! Jonas sah zwei Personen etwas unkoordiniert durch das Gras waten, die dabei – das konnte er mit dem Glas deutlich erkennen – auffällig oft den Kopf senkten. »Als wenn sie etwas suchen würden«, dachte Jonas zu sich. Sein Herz pochte, während er die beiden Männer weiter observierte. Er sah, wie diese immer wieder Jungvögel auf-

schreckten, die im hohen Gras wohl Schutz vor dem Wind suchten.

Sollte hier etwa ein Schatz vergraben sein? Womöglich eine Kiste mit Gold und Silber? War das auch der Grund, weshalb ihr Tagesrucksack so groß war? Ganz unwahrscheinlich war es nicht, da Campbell Island, noch weit bevor die ersten Siedler Vieh und Holz für die Hütten brachten, vor allem als Insel der Schiffbrüchigen Berühmtheit erlangte. Jonas blickte erneut durch das Fernglas und sah noch weiter rechts am Horizont (wieso war ihm das nicht eher aufgefallen?) eine alte Holzschunke, die in Schiefelage auf einen Felsen gelaufen war und aus der ein loderndes Feuer den Himmel erhellte. Kurz darauf kamen zwei Männer hinter einem Hügel hervor, die eine in Leinen gewickelte Frau in ihrem Armen trugen. Einer hatte gar ein Holzbein und der andere schien eine Augenklappe zu tragen. In einem Abstand dahinter folgte eine Schar Männer, die eine Kiste – eine Schatzkiste? – trug und genau an der Stelle verbuddelte, wo der Funker und der andere Mann gerade standen und – wonach sah es aus? – säuberlich Gräser pflückten und in ihre Rucksäcke steckten. Jonas sah nun noch genauer hin.

»Was pflücken die da?«, fragte er Lia, die sich inzwischen zu ihm gesellt hatte, aufgebracht.

Lia blickte durch das Fernglas und ehe Jonas sie fragen konnte, was sie sah und wie sie es deuten würde, hatte er sich einen Tritt vor das Schienbein eingefangen.

»Au! Was soll das?«

»Zeigt mal her, ihr Streithähne!«

Nun nahm sich Vater das Glas.

»Jonas, um dir Menschen anzuschauen, die ihr großes Geschäft verrichten, musst du nicht auf die südlichste Insel Neuseelands fahren, das kannst du auch zu Hause haben!«

Jonas wurde rot. Hatte er sich so getäuscht? Dass er eine rege Fantasie hatte, wussten alle um ihn herum, aber eine Schatzsuchaktion mit einem Toilettengang zu verwechseln, kam auch nicht alle Tage vor.

Eher als gedacht erreichten sie wieder die Forschungsstation und zu ihrer Freude war Mutter bereits mit der Arbeit fertig. Mit einem Reagenzglas in der Hand schritt sie ihnen entgegen.

»Schaut mal, darin ist weniger als ein halbes Glas Wasser. Aber Millionen von Bakterien. Unglaublich, oder?«

Während die Eltern ein wenig Zweisamkeit genossen, warfen Lia und Jonas Steine über die Wellen, wobei sie bei ihrem Spiel immer wieder auf kleinere Gegenstände stießen, die hier, weit im Süden des Planeten und fernab von Städten und Dörfern, nicht unbedingt

zu vermuten waren. Und eigentlich auch nicht hingehörten.

»Habt ihr auf der Station Müllsäcke?«, fragte Lia ihre Mutter schließlich, »wir würden gerne ein wenig Abfall sammeln!«.

Mutter fand die Idee großartig und drückte ihnen alsbald zwei große, blaue Säcke in die Hand.

»Hier, einmal ein Müllsack für Paul Watson und einer für Frau Goodall. Aber nähert Euch bitte nicht den Seeelefanten. Und: Nicht mit den Füßen ins Wasser gehen; bleibt in Sichtweite!«

Jonas und Lia hatten sichtlich Vergnügen an ihrem Unterfangen und füllten die Säcke mit einer erschreckenden Schnelligkeit. Kurz bevor sie mit dem Beiboot wieder Richtung Arctic Hope fuhren, ließen sie sich einen weiteren Müllsack geben, den sie ebenfalls fast bis zur Hälfte füllten.

»Den nehmen wir mit an Bord!«, beschloss Lia, »da räumen wir weiter auf!«.

Kapitel dreizehn
IM BLITZLICHT

Da sie früh genug an Bord der Arctic Hope ankamen, hatten sie noch etwas Zeit bis zur Weiterfahrt. Zunächst trugen sie sich artig in die Liste ein, um ihre Wiederkehr zu quittieren. Jonas schaute bei dieser Gelegenheit nach, ob der Funker und sein Komplize bereits zurückgekehrt waren. An der Unterschrift und der daneben aufgeführten Ankunftszeit stellte er schnell fest, dass Tyler Irving, wie er mit vollem Namen hieß, wohl wieder an Bord war. Er musste einige Minuten vor ihnen, während sie noch den Strand säuberten, zurückgekehrt sein. Um 15:45 Uhr, um genau zu sein. Den Namen des Komplizen kannte Jonas bislang nicht, aber mit Hilfe der eingetragenen Uhrzeit fand er schnell heraus, dass es sich um Miguel Antorres handeln müsse, einem der Männer aus dem Maschinenraum, da auch er zur gleichen Zeit wie der Funker zurückgekehrt war. »Das war einfach!«, dachte Jonas, als ihm gerade einfiel, dass er noch etwas Anderes herausfinden wollte.

Jonas eilte zur Speisekammer, um nachzusehen, ob ihm jemand in die Falle getappt war. Auf gewohntem Wege nahm er sich den Schlüssel aus der Küche. Mit einem leichten Quietschen öffnete sich die Türe. Es brauchte einige Sekunden, bis Jonas' Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten. Jonas bückte sich, um das Mehl aus nächster Nähe zu betrachten. Da war doch nicht etwa...? Tatsächlich! Der präparierte Mehlfleck war zertreten. Zunächst dachte Jonas, dem Ende des Rätsels nahegekommen zu sein, bis er – fast im gleichen Augenblick – sich an den Kopf packte und kurz über sich selber lachen musste. Wie dumm seine Falle im Nachhinein doch aufgebaut war! Logisch, die Köchin musste den Raum – ihr Reich sozusagen – ja auch betreten, wenn ihre zwei kleinen Küchenhilfen auf dem Land flanieren und sich die Beine vertreten. Und anschließend natürlich gestärkt werden wollen.

Wie dumm von ihm! Was sollte man von solch einer Falle denn halten? Gerade, als er die Tür wieder von außen schließen wollte, sah er, dass die Mehlspur nicht – wie erwartet – nach rechts zur Küche führte, sondern nach links, zum Treppenhaus. Irritiert und neugierig ging Jonas der Spur nach, aber nach einigen Minuten des Suchens verzweifelte er. War das Dreck oder war das Mehl? Er war sich noch nicht einmal sicher, ob die Spur denn tatsächlich ins Treppenhaus führte und er kam sich vor wie ein Spürhund, der die Fährte verloren

hatte und sich endlos im Kreis drehte und immer wieder nach seiner eigenen Rute schnappte.

Auf dem Weg zurück in seine Kajüte stellte er sich vor, wie Enid Blyton – eine seiner Lieblingskriminalautorinnen – die Geschichte wohl hätte fortlaufen lassen. Ganz sicher hätte sie nun irgendeine Wendung eingebaut und ihren Protagonisten nicht in einem dunklen Flur oder hier auf seinem Zimmer versacken lassen. Doch wo war die Wendung? Der Stein, der alles ins Rollen brachte? Jonas dachte an Timmy, den Hund, aus der Kinderbuchreihe der *Fünf Freunde*. Er würde jetzt sicher Licht ins Dunkle bringen... Licht! Das war es! Jonas brauchte eine Leuchte, und zwar eine spezielle.

Schnell lief er zu Lia, nahm sie mit auf sein Zimmer, und berichtete ihr von seinen Beobachtungen, seiner Falle und von dem, was er vorgefunden hatte. Während Jonas so vor sich hin erzählte, war ihm, als umwehte immer wieder der Geruch frisch gerupften Grases seine Nase und für einen Augenblick dachte er, die beiden Kerle, die eben noch Büschel um Büschel in ihre Rucksäcke stopften, hätten sich gar unter seinem Bett verkrochen. Ein Blick unter seine Sohlen offenbarte ihm jedoch, dass er selbst etliche Halme unter seinen Füßen getragen haben und in seiner Kajüte bis hin zur Holzkiste verteilt haben musste.

Lia und Jonas beratschlagten sich, dann suchten sie gemeinsam ihre Mutter auf, die den Detektivspielen ihrer beiden Kinder für gewöhnlich einiges abgewinnen konnte, und baten diese, aus dem Labor eine Schwarzlichtlampe zu besorgen. Mit dieser – aber das verrietten sie ihrer Mutter natürlich nicht – würden sie der Spur möglicherweise besser nachgehen können.

Ungünstiger Weise kollidierte ihr Detektivabenteuer zeitlich mit dem Abendessen, sodass es vor der Speisekammer wie in einem Hühnerschlag zuging. Die Leute kamen und gingen, manche hielten auf dem Gang einen Plausch, und die Crew war damit beschäftigt, die Arctic Hope für die Weiterfahrt zu präparieren. Da wäre es natürlich zu auffällig gewesen, genau zu dieser Zeit mit einer Lampe den Boden nach Spuren abzusuchen. Bis es auf den Gängen wieder etwas ruhiger zugehen würde – und nebenbei: Der große Hunger wollte wegen ihrer Aufregung ohnehin nicht einsetzen – änderten sie ihren Plan und knüpften an ihr nachmittägliches Vorgehen an: Müll aufsuchen.

Aus Vaters Kajüte nahmen sie den dritten, halbvollen Müllsack und machten einen Rundgang an Bord. Die Planänderung war nicht verkehrt, da das Schiff noch ruhig im Fjord ankerte, ehe es später wieder auf offener See etwas ungemütlicher würde. Und noch etwas fiel ihnen glücklicherweise in den Schoß: Sie konn-

ten gerade noch sehen, wie eine kleine Schar Pinguine vom Fischfang heimkehrte und am gegenüberliegenden Ufer Schutz im Gras suchte.

Wie es sich für eine Ansammlung von Forschern, die sich dem Naturschutz verschrieben hatten, gehörte, fanden sie kaum Müll. Allenfalls fand mal ein achtlos aus der Hosentasche gefallenes Bonbonpapier den Weg in ihren Sack. Im ersten Schein der Bordlaternen – weit am Horizont kündigte sich bereits die Dämmerung an – hatten sie bereits ihre zweite Runde um das Schiff gedreht, als Lia eine Zigarettenschachtel erblickte, die kaum sichtbar unter einem Tau in der Nähe der Gangway hervorlugte. Sie hatte direkt zwei, drei Gesichter von der Crew vor Augen, die ab und an gerne einmal eine Zigarette rauchten, und war insgeheim schon etwas böse auf sie wegen des achtlos weggeworfenen Abfalls.

Als sie die Zigarettenschachtel gerade platzsparend zusammenknüllen wollte, bemerkte sie jedoch, dass sich etwas Unbiegsames in ihr befand. Sie öffnete den Deckel und blickte auf einen kleinen, rötlichen Gegenstand. Eine Karte, genauer gesagt eine SD-Karte, wie man sie von Digitalkameras kennt. Lia zeigte ihrem Bruder, was ihr in die Finger gefallen war.

Zunächst war sie nur überrascht über den unerwarteten Fund, aber im nächsten Augenblick verrieten ihre

hängenden Mundwinkel ihre wirkliche Gefühlslage. So langsam wurde ihr klar, was sie entdeckt hatte.

»Jonas, ist das nicht gruselig?«, flüsterte sie, »wer weiß, was wir noch alles entdecken?«

Jonas blickte sich um und vergewisserte sich, dass sie niemand beobachtet hatte. Dies war nicht der Fall. Ebenso hatten sie Glück, dass die Überwachungskamera das Deck aus einem anderen Winkel filmte.

»Du hast Recht«, antwortete Jonas leise, »das ist schon alles irgendwie gruselig. Wer weiß, was da für Fotos drauf sind? Oder andere wichtige Dateien? Steck die Schachtel ein und dann lass uns verschwinden, Lia!«

Blass vor Schreck gingen sie geradewegs in Jonas' Kajüte und stellten – auch wenn dies sicher kein geeigneter Schutz war – den alten Holzstuhl vor die Türe. Gemeinsam inspizierten sie den Inhalt der Schachtel. Tabakgeruch schlug ihnen entgegen.

»Das muss jemand vor Kurzem verloren haben, sonst wäre die Schachtel bestimmt schon verschimmelt«, stellte Lia fest.

Sie nahm die Speicherkarte in die Hand. Bis auf den Aufdruck der Herstellerfirma und den Spezifikationen war nichts Persönliches ersichtlich.

»Das ist eine 8-GB-SD-Karte, da kann alles Mögliche drauf sein. Texte, Fotos, Videos«, sagte Jonas. »Traust du dich?«

»Was soll ich mich trauen?«, entgegnete Lia.

»Na, den Inhalt anzusehen!«

Lia blickte ihren großen Bruder mürrisch an. Warum dachten bloß immer alle, dass sie, die kleine Schwester, eine gute Partie als Angsthase abgeben würde und Jonas, der große, der schreckenslose Held wäre?

»Klar, traue ich mich. Blöde Frage!«

Lia wartete auf eine Reaktion, es kam jedoch keine. Nach einer kurzen Pause schob sie hinterher: »Lass uns Papas Laptop borgen, dann finden wir es heraus!«.

Und ehe Jonas sich versah, verließ Lia das Zimmer, um gegenüber zu klopfen.

»Papa, können wir kurz deinen Laptop haben? Jonas glaubt mir nicht, dass ich ihn in Solitaire schlage.«

»Da bin ich aber auch gespannt!«, entgegnete Vater und reichte ihr den Rechner, der auf seinem Nachttisch stand.

»Aber wollt ihr denn nicht die Abfahrt sehen? Es müsste jeden Augenblick weitergehen!«.

»Doch, klar. Wir kommen bald!«.

Vorsichtig steckte Jonas die Speicherkarte in den Slot. Ein Fenster öffnete sich: *Inhalt der Speicherkarte anzeigen?* Jonas zögerte und sah Lia an, deren Augen im Bildschirmlicht leuchteten und gebannt auf den Laptop schauten. Mit einem einfachen Klick würden sie einem weiteren Rätsel – oder zumindest einem Teil davon – womöglich auf den Grund gehen. Jonas atmete tief

durch. Ein einfacher Fingertipp, mehr brauchte es nicht. Aber genau das machte ihm Angst. Was würde passieren, wenn sie etwas sähen, was sie nicht sehen sollten? Wenn sie vielleicht in eine Sache hineingezogen würden, die sie gar nichts angeht? Die zu gefährlich wäre.

Ehe er seine Gedanken ordnen konnte, führte Lia bereits ihre Hand zum Touchpad, wo sie mit der Maustaste die Eingabe bestätigte. Nun gab es kein Zurück mehr. Es öffnete sich ein Ordner, der den kryptischen Namen *DCIM_PAN_IR_AUCK* trug.

Lia klickte auf das Symbol. Nun präsentierte sich ihnen der Inhalt des Ordners. In dem Ordner befanden sich zahlreiche Fotos, sodass beinahe der gesamte Bildschirm mit Dateien gefüllt war. Es dürften an die einhundert gewesen sein. Jonas ließ sie vom Computer nach Datum sortieren. Die ältesten waren gerade einmal sechs Tage alt, die jüngsten nur zwei. Jonas und Lia lagen also richtig mit ihrer Vermutung, dass die Zigarettenschachtel erst kürzlich verloren wurde. Noch hatten sie nur die Dateinamen und das Erstelldatum gesichtet, die eigentlichen Fotos hatten sie noch nicht zu Gesicht bekommen. Es war ein wenig wie mit einem Glas frischer Limonade im Sommer. Man hätte es direkt austrinken können oder solange anstarren und warten können, bis der Durst noch größer und der anschließende Genuss die eigentliche Erfrischung toppen würde. Oder wie bei einer ofenfrischen Pizza, von der man

erst den Rand aß, um sich die Mitte für den Schluss aufzuheben. Und dort waren sie jetzt angelangt. Jetzt wurde es spannend. Sie rückten so zu sagen zum Inneren vor.

»Was sind das für Bilder?«, fragte Lia.

Jonas änderte die Dateiansicht und ließ sich nun Vorschaubilder erstellen. Ein Bild nach dem anderen öffnete sich und nach kurzer Ladezeit offenbarte sich ihnen der gesamte Inhalt. Mehrere Bilder zeigten fast die identische Szenerie; allerdings zu klein, um etwas Genaueres zu erkennen. Jonas vergrößerte eines der Bilder.

Es zeigte im Fokus vier Männer, die an einem Bistrotisch saßen und sich zu unterhalten schienen. Ganz zu erkennen war es nicht, da das Licht etwas schwach war und das Bild somit leicht verwackelt war. Der Beleuchtung nach zu urteilen war es bereits nach Sonnenuntergang. Im Hintergrund waren eine Straße zu erkennen und einige Passanten, die spazieren gingen. Im Vordergrund sahen sie einige andere Köpfe. Vermutlich Gäste eines Restaurants oder einer Bar. Jonas klickte ein Bild weiter. Es zeigte den gleichen Ausschnitt, allerdings noch unschärfer.

»Wieso sind die Bilder so unscharf?«, fragte Lia.

Jonas, der sich mit Kameras bereits etwas auskannte, sagte: »Das liegt bestimmt am Licht. Wenn es draußen

dunkel ist, muss man die Kamera am besten auf einem Stativ festklemmen. Oder man nutzt einen Blitz.«

»Aber so ein Blitz fällt doch auf, oder?«, warf Lia ein, »Die Fotos hat doch bestimmt jemand heimlich aufgenommen?«

Jonas nickte: »So sieht es aus.«

Dann öffnete er ein weiteres Foto, diesmal zeigte sich das Geschehen klar und deutlich. Einer der vier Männer schien gerade etwas zu sagen oder zu erklären. Dabei blickte er zwischen die anderen hindurch in Richtung des Fotografen. Seinem Aussehen nach zu urteilen war er Asiate und um die 50 Jahre alt. Ihn schmückte ein schmaler Oberlippenbart und er besaß ausgeprägte Geheimratsecken. Ohnehin war sein Haar bereits recht kahl und ergraut. Er trug ein schwarzes Sakko, das ihm, da er etwas fülliger war, an Brust und Schultern recht eng anlag. An seiner rechten Hand war ein goldener Ring zu erkennen, die Uhr trug er auf der anderen Seite. Das Auffälligste jedoch war sein Blick. Obwohl sein Mund freundlich geformt war, wollten seine Augen nicht zu seinem Gesichtsausdruck passen. Sie hatten etwas Verbissenes an sich, etwas Angsteinflößendes. Als würde er jeden Augenblick seinen Kopf noch ein Stück weiter in die Kamera drehen und den Betrachter direkt ansprechen wollen: »Hallo sie, was machen sie dort? Verschwinden sie sofort von meinem Grundstück! Ich zähle bis zehn. Eins, zwei, zehn!«

Er saß so zu sagen in der Bildmitte. Rechts und links von ihm saßen die beiden anderen Männer und der vierte ihm genau gegenüber.

Von dem Mann, der ganz links saß, war kaum etwas zu erkennen, da er den Worten des anderen wohl zuhörte und er seinen Oberkörper zu ihm gewandt hatte. Der dritte Mann wurde von einer anderen Person, weiter vorne im Bild, verdeckt. Und die vierte Person war aufgrund ihrer Sitzposition nicht annähernd zu erkennen. Man sah nur einen unbehaarten Hinterkopf.

Jonas öffnete das vierte Bild, welches aus einer ähnlichen Perspektive aufgenommen wurde. Schlagartig stockte sein Atem. Auch Lia rührte sich nicht vom Fleck. Nun waren auch die Gesichter der anderen beiden Männer zu erkennen, es waren Tyler Irving und Miguel Antorres, der Funker und sein Komplize. Jonas konnte sein Herz fast schlagen hören. Die Vorstellung, dass sie gemeinsam auf diesem Schiff waren und es auch noch einige Tage bleiben würden, ließ ihn erstarren.

Da half es auch nicht, dass sie hier vor den anderen beiden Männern auf dem Foto sicher waren. Denn der Asiate war scheinbar nicht an Bord und einen Glatzkopf hatten sie auch nicht gesehen.

Wie in Trance klickten sie sich durch die weiteren Bilder. Jeweils auf der linken Seite eines Bildes sahen sie den Funker, der mal an einem Glas Cola nippte, mal

sprach, mal zuhörte und ab und an wild mit den Händen ruderte. Sein Gesichtsausdruck wirkte angespannt, merkwürdig konzentriert. Das vereinzelt Lachen irgendwie aufgesetzt.

Ihm gegenüber saß der andere Mann, Miguel Antorres, dessen Augen durch eine Sonnenbrille verdeckt waren. Auf den meisten Fotos wirkte es so, als würde er dem Gespräch der anderen nur zuhören.

Der vierte Mann war immer noch nicht zu erkennen.

Die Fotoreihe endete mit einem Handschlag der vier Männer.

»Was glaubst du, was sie beschlossen haben, Jonas?«, wollte Lia wissen.

»Wenn ich das wüsste! Ich vermute aber, dass wir es bald herausfinden werden.«

Jonas' und Lias Blicke kreuzten sich.

»Vielleicht helfen uns die weiteren Fotos dabei.«

Jonas klickte sich zurück zur Übersicht. Die eben gesehenen Bilder waren – wie sie zuvor schon festgestellt hatten – gerade einmal sechs Tage alt. Die drei folgenden Tage wurde nicht fotografiert. Die anderen Fotos wurde allesamt am selben Tag geschossen. Und zwar vor zwei Tagen.

»War das nicht...?«, Jonas rechnete kurz nach, »War das nicht der Tag unserer Abreise?«

Lia ging in Gedanken ihre Reise durch. Heute Campbell Island, gestern Seetag, vorgestern Dunedin.
»Stimmt, du hast Recht!«

Jonas öffnete das nächste Foto. Es zeigte ein jüngeres Mädchen, welches an der Kaimauer einen Drachen steigen ließ. Es hatte eine kurze Jeans-Latzhose und ein auberginefarbenedes T-Shirt an. Es blinzelte vergnügt in den Mittagshimmel, hoch, dem Drachen hinterher. Die blonden Haare hatte es zu einem Zopf geknotet und ihre Sommersprossen waren weithin zu erkennen. Das Besondere an dem Mädchen waren aber nicht etwa ihre hellblauen Augen oder ihre auffällig große Zahnlücke. Das Besondere an dem abgelichteten Mädchen war... dass es sich um Lia handelte!

»Was zum Himmel geht hier vor?«, wandte Jonas sich an Lia.

Doch er erhielt keine Antwort. Mit denselben blauen Augen, die dem Drachenspiel in der Luft nachsahen, starrte Lia fassungslos auf den Bildschirm. Jonas ergriff ihre Hand. Er suchte nach einer Erklärung des Ganzen, aber ihm fiel nichts ein.

»Ich will wissen, ob ich noch auf mehr Fotos zu sehen bin!«

»Was möchtest du?«

»Ich will wissen, ob ich noch auf anderen Fotos zu sehen bin!« Lia wirkte kämpferisch, fest entschlossen.

»Zeig die anderen Fotos, Jonas, ich kann heute eh schon nicht mehr schlafen.«

Jonas tat, wie Lia verlangte. Aber dieses Mal klickte er sich etwas schneller durch die Bilder. Die meisten von ihnen wurden scheinbar mit einem Teleobjektiv aufgenommen, also von weit weg. Sie zeigten immer wieder verschiedene Leute von der Crew, das Schiff, einmal auch ihre Mutter, wie sie gerade eine Kiste auf das Schiff trug. Auch ihr Vater war zu sehen, lässig in Sandalen auf einem Poller sitzend und Zeitung lesend. Sie fanden auch Bilder von Jonas, auf einem reichte er einer Katze gerade ein Stück Schokolade. Wenn das Mutter gesehen hätte! Lia und Jonas sahen sich schmunzelnd an; es tat gut und sie merkten, wie ihre Anspannung ein wenig wich. Die letzten Bilder auf der Speicherkarte zeigten dann immer wieder die gleichen Personen: Den Funker und seinen Komplizen. Das häufigste Motiv zeigte sie, wie sie gerade eine Kiste an Bord trugen – solch eine, wie sie auch in Jonas Kajüte stand. Von der Ladefläche eines Jeeps nahmen sie diese und trugen diese zu zweit über eine hölzerne Brücke an Bord.

Jonas klappte den Rechner zu und entnahm die Speicherkarte. Schweigend steckte er sie in das Batterie-Fach seines Walkmans. Die Schiffsmotoren starteten. Und Jonas und Lia suchten nach ihren Eltern.

Kapitel vierzehn
SEEMANNSGARN

Nachdem Jonas und Lia mit ihren Eltern noch einige Minuten die vorbeiziehenden dunklen Berge in der Fjordlandschaft betrachteten und vereinzelte Pinguine am Uferrand sahen, betraten sie an diesem Abend als eine der letzten den Gesellschaftsraum. Nur noch wenige Mitfahrer aßen oder unterhielten sich, viele hatte es bereits wieder an die frische Luft verschlagen oder in die Abgeschiedenheit ihrer Kammern. Der Tag war lang und die Müdigkeit dementsprechend groß. Lia wäre beinah beim Essen eingeschlafen, sodass sie – ohne vom Nachtschiff zu kosten – auf ihr Zimmer ging, um sich auszuruhen.

Jonas hingegen war wach, gedanklich jedoch Meilen entfernt. Immer wieder ging er das Erlebte durch, dachte an die betrachteten Fotos oder die Mehlspur, die es noch zu verfolgen galt. Geradezu unhöflich reagierte er nur sehr verspätet auf die Fragen seiner Eltern, wer denn im Solitaire gewonnen habe, ob er mit seinen Schulaufgaben gut zurechtkäme oder ob er schon wisse,

ob Mary-Anne morgen in der Küche wieder ihre Hilfe benötigen würde.

»Lass gut sein, Schatz. Jonas braucht sicher auch eine Mütze Schlaf, oder?«, sprach Mutter und legte ihre Hand auf Jonas' Unterarm.

Jonas überlegte kurz, ob er seinen Eltern von den Beobachtungen erzählen sollte, die er und Lia in den vergangenen Tagen gemacht hatten, aber bis auf ein paar Fotos, die auch von irgendeinem Verrückten hätten aufgenommen worden sein können, hatten sie nichts in der Hand. Der Hauptgrund war jedoch, dass er die Expedition, die für Mutter und alle anderen eine enorme Bedeutung besaß, nicht – oder noch nicht – gefährden wollte. Und so nickte er nur.

Den Fruchtjoghurt, den Lia übrigließ, hatte Jonas bereits aufgegessen. Er stocherte gerade mit dem Löffel ziellos im Becher umher, als die Personen am Nebentisch – zwei italienische und ein irischer Forscher – den Vorschlag unterbreiteten, die Tische zusammenzuschieben, um den Abend in größerer Runde verbringen zu können. Vater und Mutter bejahten. Eine Flasche Rotwein wurde geöffnet und die vormals gedämpfte Essensstimmung wich nun lautstarken Unterhaltungen.

Jonas merkte, wie die Ablenkung ihm guttat. Der Ire – mit über 60 Jahren der älteste an Bord – erzählte Seefahrergeschichten von Tiefsee-Walen, deren Schwanzflossen höher als das Schiff waren, von Schwertfischen,

die in der Lage waren, ganze Schiffsrümpfe über die komplette Länge aufzuschlitzen, von Muschelperlen, die kostbarer als ein Kilo Gold waren und von Riesenwellen, die Schiffe von der einen auf die andere Sekunde auf Nimmerwiedersehen verschlucken konnten.

Kurz stellte Jonas sich vor, wie ihr Expeditionsschiff auf dem Wellenkamm einer solchen Riesenwelle reiten würde. So wie man es von den Surfern aus den Musikvideos kennt. Nur nicht so gelenkig und deutlich höher. Sicher dreißig, vierzig Meter über dem Rest des Meeres. Wie bei einer Fahrt mit dem Riesenrad wäre die Sicht auf die Dinge, obwohl sie einem direkt vor den Füßen liegen, eine ganz andere, eine noch beeindruckendere. Vor ihnen, im Wellental, würden sich Sandbänke, Höhlen und Korallen zeigen und unzählige Fische würden sie, vielleicht bereits nach Luft schnappend, mit hervorstechenden Augen anstarren, um dann im nächsten Augenblick von der Welle überrollt zu werden. Der Blick nach hinten würden ihnen aufgewirbelte Sandsedimente offenbaren und sicher auch all das Plastik nach oben wirbeln, was Jonas und Lia noch hätten sammeln können. Und durch eine spezielle Manövriertechnik – Hajo würde sie bei Zeiten verraten – könnten sie, wann immer sie wollten, langsam an Fahrt verlieren und dem Wellenberg sanft und sicher entgleiten.

Wohin würde die Reise sie führen?

Eine Badebucht im Mittelmeer?

Die Karibik?

Oder doch das antarktische Eisschelf?

Jonas hatte die reale Route vor Augen, die er mit seinem Vater kürzlich noch einmal durchgegangen war: Übermorgen würden sie die Macquarie-Insel erreichen. Bei einer Geschwindigkeit von etwa 14 Knoten – Jonas rechnete kurz nach: »Das doppelte von 14 minus ein bisschen.« – also vielleicht 25 Stundenkilometern, würden sie anderthalb Tage benötigen, um die knapp 800 Kilometer weite Strecke zu überwinden. Natürlich abhängig vom Seegang. Dort würden sie dann am frühen Morgen – vielleicht noch in der Nacht – ankern, tagsüber die Insel betreten und ein paar See-Tage später, die Antarktis erreichen. Besser hätte es Vasco da Gama auch nicht ausrechnen können. Oder Kolumbus, der sich damals völlig verfranzt hatte.

Jonas schaute auf die Uhr: Halb zehn. Für heute reicht es.

Tag 4

Kapitel fünfzehn
SPUREN LESEN

So lange wie heute hatte Jonas die letzten anderthalb Wochen nicht geschlafen. Zwanzig vor elf war es. Jonas wunderte sich, wie er es bei all dem Treiben an Bord so lange aushalten konnte. Lia tanzte schon seit einiger Zeit umher und auch seine Eltern hatten bereits das erste Tagesdrittel hinter sich. Vater schrieb einige Dinge nieder und Mutter arbeitete im Labor. Draußen war es überraschend sonnig, aber deutlich kälter als zuvor. Und um sie herum: Nichts als Meer. Mary-Anne hatte sich bereits nach ihm erkundigt und Lia schon das Geschirr vom Vortag zum großen Teil abgewaschen. Gleich würden sie der Köchin wieder unter die Arme greifen, aber zuvor wollte Jonas noch – ganz schnell – einer einzigen Sache nachgehen.

Die Schwarzlichtlampe erfüllte ihren Zweck besser als gedacht. Mit dem richtigen Licht war es für Jonas eine Leichtigkeit, zu erkennen, dass die Fußspuren eine Etage hinab gingen. Hier, so wusste er von Mutter, würden sich die Laborräume befinden; diese hatte er

bislang noch nicht zu Gesicht bekommen, den Flur konnte er aber von den Aufzeichnungen der Kamera.

Jonas überlegte kurz, ob es eine gute Idee wäre, den Tag mit neuen Entdeckungen zu beginnen oder ob es nicht angenehmer wäre, zunächst den Tag willkommen zu heißen. Andererseits hatte er in den Diensten eines Küchenjungen – und das war er gerade – nicht viel zu verlieren. Er hatte sich schon eine Ausrede parat gelegt. Für den Fall, dass ihn jemand ansprechen würde, was er auf dem unteren Deck treiben würde, würde er nach einer Waage fragen wollen. Um Salz und Pfeffer abzuwiegen. Die sollte es hier doch irgendwo geben, oder etwa nicht? Niemand würde das Anliegen hinterfragen, denn bei zu viel oder zu wenig Gewürzen versteht schließlich der größte Halunke keinen Spaß.

Die Orientierung auf dem Unterdeck war denkbar einfach: Der Treppenabgang ging direkt in einen schmalen Flur über, rechts und links befanden sich die verschiedensten Räumlichkeiten. Am Ende versackte der Flur an einer Wand – Endstation. Langsam und leisen Schrittes ging Jonas der Spur nach. Die Lampe hatte er in seiner rechten Hand, verdeckt von den überlangen Ärmeln seines Kapuzenpullovers, den er wegen der Kälte trug. Immer nur kurz und natürlich un bemerkt schaltete er die Lampe ein und sobald er das

Mehl auf dem Boden sehen konnte, verschwand die Leuchte wieder in seinem Ärmel.

In den meisten Räumlichkeiten wurde mit Hochdruck gearbeitet. Das konnte er hören. Hier und da ein paar Gespräche, dort etwas Klapperei. Inzwischen hatte er die geschlossenen Türen der ersten beiden Räume bereits passiert, der dritte Laborraum stand offen. Jonas blieb stehen und sah sich um. Sämtliche Räume waren mit handschriftlichen Bezeichnungen und den Namen, der dort arbeitenden Forscher versehen, dieser Raum, so las er, wurde vermutlich von den zwei italienischen Forschern belegt, die er gestern Abend kennengelernt hatte.

Labor 3, S. Palugi & B. Salvio, Università di Bologna

Bologna. Jonas wusste nicht viel über die Stadt, im Grunde genommen gar nichts, außer, dass sie in Italien lag und dass es dort sicher sehr schön wäre. Es gab sicher viele alte Bauten und Kirchen. Und hier und da bestimmt auch die von allen geliebte, weltbekannte Hackfleischsoße.

Jonas schaltete die Leuchte ein und richtete den Lichtkegel unauffällig auf den Fußboden. Die Mehls Spuren schienen in den Laborraum zu führen, zumindest verebbten sie vor diesem. Jonas war sich für einen kurzen Augenblick sicher, gefunden zu haben, wonach er

suchte. Hier also waren die Apfeldiebe! Finito! Aber Halt! Was war denn dahinter? Einen halben Meter weiter sah er auf dem Flurboden abermals etwas Weißes schimmern. Gingen die Spuren doch weiter? Jonas richtete die Lampe auf das Ende des Ganges. Vor der allerletzten Tür auf der linken Seite wurden die Spuren wieder deutlicher, hier hatte sich das meiste Mehl angesammelt. Es sah so aus, als hätte sich hier jemand, wie auf einer Fußmatte, die Schuhe abgeklopft.

Jonas überlegte, ob es klug wäre, im Alleingang zu schauen, was sich in diesem Raum befand. Ein Schild konnte er auf die Entfernung nicht ausmachen. Der Raum schien nicht belegt zu sein. Kurz wägte er ab. Und kehrte dem dunklen Flur dann doch dem Rücken. Aber er hatte bereits eine gute Idee.

Kapitel sechzehn
AUS DEM NICHTS

Jonas hatte sich zurück in seine Kajüte begeben. Den zumeist kräftigen Schritten der männlichen Mitfahrer schenkte er bereits keine Aufmerksamkeit mehr. Hin und wieder blickte er auf, wenn sich eine leichtfüßigere Person auf dem Gang ankündigte, aber zumeist waren es nur die schlanken, sportlichen Matrosen, die er durch die geöffnete Tür kurz vorbeihuschen sah. Mutters charakteristischen Gang hatte er noch nicht vernommen.

In den folgenden Stunden fand man Jonas in seine Schulaufgaben vertieft. Die Matheaufgaben für die gesamte Zeit hatte er bereits erledigt und seinem Empfinden nach war das meiste wohl richtig.

Dann hörte Jonas abermals ein paar Schritte, die seiner Mutter gehören könnten, auf ihn zukommen.

»Ma, bist du das?«

Kurz darauf stand seine Mutter im Türrahmen.

»Jonas, das ist ja prima, dass du so fleißig bist.« Mutter ging an Jonas vorbei und streichelte ihm kurz das Haar. »Du hast hier doch sicher ein paar Kekse gebunkert, oder?«

»Klar!«, Jonas reichte seiner Mutter ein paar Leckereien und kam direkt auf den Punkt: »Magst du mir später mal deinen Arbeitsplatz zeigen. Oder hast du zu tun?«

Bislang hatte Jonas noch nicht das allergrößte Interesse gezeigt, um zu sehen, wo genau Mutter sich die meiste Zeit auf dem Schiff befand. Er wusste ja, dass sie ein Stockwerk tiefer war. Vielleicht auch, weil er sie bei der Arbeit nicht stören wollte und eher auf eine Einladung wartete. Oder schlicht, weil es hier oben so viel zu entdecken gab. Bislang zumindest. Nun hatten sich die Geheimnisse ein Stockwerk tiefer nach unten verlagert.

Mutter ließ sich die Freude über die Frage mit einem breiten Schmunzeln anmerken und verlautete, dass sie – nachdem sie nur kurz etwas im Labor suchen müsse – tatsächlich Zeit für Jonas habe.

»Wegen mir«, sprach Mutter, die sich gerade den zweiten Keks in den Mund steckte, »können wir sofort los!«

Im Flur der Laborräume angelangt, verlangsamte Mutter ihre Schritte. Im Vorbeigehen erklärte sie, dass die ersten beiden Kammern erst kürzlich leerräumt wurden, hier drin befand sich das Zubehör für die Wetterstation auf Campbell Island.

»Im nächsten Raum«, erläuterte sie, »arbeiten die beiden Italiener an Klimamodellen. Du kennst sie ja bereits.«

Mutter schaute freundlich in den geöffneten Raum: »Bon Giorno!« – »Und direkt gegenüber«, sie stoppten vor der vierten Tür, »arbeiten Jeff, Said und ich. Und hier muss ich mal kurz noch etwas nachschauen.«

Mutter öffnete die Tür und Jonas blieb im Durchgang stehen.

»Ich brauche nur eben ein paar..., dieses hier... und... wo ist es denn? Da. Und noch... genau, das da.«

Während Mutter Zettel mit den verschiedensten Diagrammen und Tabellen einpackte, schaute Jonas sich um. Im Raum standen drei Schreibtische und sauber festgeschnürt in einer Ecke vier übereinandergestapelte Metallkisten. Die Schreibtische waren bis auf einen Laptop und ein paar Fachbücher leer. Die Schubladen des Schreibtisches waren jedoch gefüllt und mit sämtlichen Registern in verschiedene Themengebiete unterteilt.

Mutter war inzwischen fertig: »Wenn du magst, kannst du uns ja morgen früh noch einmal besuchen kommen. Dann sind auch Said und Jeff da und du kannst dich mit ihnen ja noch einmal über die Klimaerwärmung austauschen. Vielleicht magst du ihn auch interviewen. Für dein Referat. Er sagt sicher zu!«

»Gerne, das klingt gut«, sagte Jonas, als sie den Raum gerade wieder verließen.

Mutter hatte bereits den Weg nach oben eingeschlagen. »Und in den weiteren Räumen arbeiten die anderen Forscher, oder?«

»Ja, genau. Aber wenn die Türen zu sind, wollen sie meistens nicht gestört werden. Aber wenn du möchtest, frage ich sie ´mal, ob du sie mit Lia besuchen kommen kannst. Wäre das was?«

Jonas nickte. »Und was ist da hinten eigentlich drin?«, er zeigte auf den letzten Raum, vor dem er am Vormittag eine Anhäufung der Mehlsuren ausmachen konnte, und hätte sich das Wort *eigentlich* am liebsten verkniffen.

»Das da«, Mutter hatte seine Anspielungen wohl nicht bemerkt, »das ist ein alter Kühlraum. Zumindest der hintere Teil davon. Ich denke, dass er nicht mehr funktionieren wird. Magst du mal reinschauen? Den Schlüssel müsste ich hier haben.«

»Äh, ja, gerne«, entfuhr es Jonas und schon klimperte Mutter mit dem Schlüsselbund.

Die schwere Eisentür zum Raum öffnete sich langsam. Jonas blieb aufgeregt im Eingang stehen und sah hinein. Der gesamte Raum war mit glänzend weißen Kacheln gefliest, sowohl am Boden als auch an sämtlichen Wänden. An der Decke waren zwei Neonröhren befestigt, von denen nur noch eine funktionierte, aber bereits bedrohlich flackerte. In der Mitte des kahlen

Raumes stand ein etwa 3x2 Meter großer Metalltisch, wie man ihn aus Großraumküchen oder von den Operationstischen beim Tierarzt kennt. Oder aus billigen Actionfilmen, bei denen der Hauptdarsteller in einem Hotel vor Gangstern oder der Polizei flieht, sich irgendwann in der Wäscherei und dann in der Küche wiederfindet und auf seiner Flucht herrlich elegant über den Tisch slidet. Meistens geht es danach direkt wieder auf das Dach, wo ein Helikopter oder so auf einen wartet und dann in Flammen aufgeht.

Bis auf diesen Tisch jedenfalls war der Raum leer.

»Und hinter dieser Tür«, Mutter zeigte auf eine weitere Tür, die sich innerhalb des Raumes befand, »siehst du die Tiefkühlkammer. Minus 20 Grad. Aber wie gesagt, ich glaube, dass die Kühlung nicht mehr klappt und ausgestellt ist. Einst wurden hier Fische und Walfleisch gekühlt, aber seit Jahren hat hier keiner mehr was drin zu suchen gehabt. Ich selbst war noch nie da.«

Mutter legte ihre Unterlagen auf dem Tisch ab, um den schweren Eisenriegel der Kühltür heben zu können. Als sie diesen gerade mit beiden Händen zu fassen bekam, knirschte es urplötzlich ohrenbetäubend laut aus dem Bordlautsprecher:

»Ahoi, ihr Landratten. Wer eine Buckelwalschule sehen möchte, sollte seine Beine in die Hand nehmen. Auf 2 Uhr tummeln sich drei riesige Säuger und ein Kalb. Also los. Worauf waaartet ihr noch?«

Wale! Mutter und Jonas ließen alles stehen und liegen und rannten nach oben. Tatsächlich, nicht weit vor ihnen konnten sie vier Buckelwale ausmachen. Jonas hatte schon vor der Abreise davon geträumt, diese einmal in freier Natur zu sehen, und nun wurde sein Traum wahr. Seit der Grundschule waren Wale seine Lieblingstiere. Vielleicht lag es an den Moby-Dick-Romanen, die er so verschlungen hat. Während andere von Löwen oder Leoparden schwärmten, schrieb Jonas auf jeden Steckbrief, in jedes Poesiealbum, dass er Wale ganz besonders mochte. Der dicke Jan hatte dies in der Schule einmal spitzbekommen und Jonas deshalb eine Zeit lang Fischkopf genannt. Als sie dann später im Biologie-Unterricht erfuhren, dass Wale Säugetiere waren, wechselte der Spitzname dann schnell seinen Besitzer. Jan, der Fischkopf, der nicht wusste, dass Wale keine Fische sind.

Und jetzt sah er sie; mit bloßem Auge. Wale in freier Natur. Jonas stand durch seine Privatdetektei in den letzten Tagen viel Schweiß auf der Stirn und sein Herz musste zuletzt sicher einige Extrarunden drehen; aber das war nichts im Vergleich, zu dem, was er gerade sah. Liebevoll nahm die Mutter ihr Kalb an die Seite, als wolle sie sagen: »Schau mal, das da sind Menschen. Die meisten sind lieb und nett und wollen in Frieden leben. Aber jetzt lass uns wieder untertauchen!« Und dann gab

die Mutter eine gewaltige Nebelfontäne, einen so genannten Blas, von sich und verabschiedete sich in den Schutz der Tiefe.

Der Aufruhr um die gesichteten Wale, auch wenn sie nur für ein paar Augenblicke zu sehen waren, ging auch an der Küche nicht vorbei. Wie alle anderen Mitfahrer hatte auch Mary-Anne an der kurzen Walsafari teilgenommen. Strahlend kam sie auf Jonas und Lia zu: »Die Wale kamen gerade zur rechten Zeit, oder? Gut, dass wir nichts mehr auf dem Herd stehen hatten!«

Dann drückte sie Lia die Essensglocke in die Hand und bat sie, für ordentlich Rabatz zu sorgen.

Jonas sah auf die Uhr. Verdammt, war es wirklich schon sechs Uhr abends? Eigentlich hatte er versprochen, Mary-Anne bei der Zubereitung des Abendessens helfen zu wollen, aber erst kam er zu spät aus den Federn und dann wurde er durch die Schulaufgaben und seine Bücher gefesselt. Für die verbleibenden Tage sah er sich schon als Kartoffelschäler, um sein Fernbleiben wieder gut zu machen.

Jonas, Mutter und Vater, der seine Kamera gerade wieder verstaute, bewegten sich in Richtung des Speisesaals.

»Ich hätte nicht gedacht, dass uns die Wale so nah kommen. Das war was, oder?«

Mutter sah in die letzten Zuckungen von Jonas breitem Grinsen.

»Ach, Jonas, ich glaube, ich habe meine Unterlagen unten vergessen. Magst du sie eben holen?«

Jonas nickte.

»Und mach bitte das Licht wieder aus! Hier ist der Schlüssel«.

Noch völlig euphorisiert vom eben Gesehenen rann Jonas die Treppen hinab zum letzten Raum, der Kältekammer. Von Weitem konnte er bereits sehen, dass die Tür einen kleinen Spalt offenstand. Das Licht flackerte bis auf den Gang. Kurz bevor er den Raum betreten konnte, ließ das Flackern nach. Jonas dachte an die alte Neonröhre, die an der Decke hing. Vermutlich hatte sie gerade ihren Geist aufgegeben. Gedankenverloren öffnete er die Tür ein kleines Stück weiter und tastete nach dem Lichtschalter. Nichts. Die Leuchte war ohne Funktion. Jonas sah zurück auf den Flur. Gab es etwa einen Stromausfall? Nein, die spärlichen Bewegungslichter taten ihren Dienst.

Jonas öffnete die Tür nun ganz, um wenigstens etwas Licht vom Flur in die Kammer strahlen zu lassen. Auf dem Tisch – keine zwei Meter vom Eingang entfernt – sah er Mutters Unterlagen. Er nahm sie an sich und wandte sich zur Tür. Aus den Augenwinkeln sah er diese ins Schloss fallen. Stockduster war es nun und

Jonas bewegte sich kleinen Schrittes und mit ausgestreckten Armen in Richtung des Eingangs zu. Gleich müsste er die kalte Metalltür zu fassen bekommen. Noch ein, zwei kleine Schritte, dann wäre er da.

In der Stille vernahm Jonas plötzlich einen schnellen Schritt, der direkt auf ihn zuführte. Im gleichen Augenblick packte ihn jemand erst am Arm, dann am Mund. Starr vor Angst wusste Jonas nicht, wie ihm geschah. Schreien, weglaufen, um sich schlagen? Nichts dergleichen wollte ihm einfallen. Die Hand, die seinen Mund zugpresste, war kalt und groß. Und dennoch weich. Der Druck auf seine Lippen ließ nach.

»Psst, nicht schreien«, hörte er eine Stimme flüstern, »ich habe dich den Gang entlanglaufen sehen. Ich weiß, wer du bist, du brauchst keine Angst zu haben.«

Die Stimme gehörte einem Jungen, der Tonlage nach vielleicht nur ein paar Jahre älter als er selbst.

»Ich bin Manaia. Ich tue dir nichts. Vertraust du mir?«

Ihm vertrauen, der Jonas beinahe einen Herzinfarkt beschert hätte? »Ich kann dir alles erklären!«, fügte er hinzu und öffnete vorsichtig die Tür, um etwas Licht in den Raum zu lassen.

Jonas blickte auf einen dunkelhäutigen Jungen, vielleicht einen halben Kopf größer als er, mit braunen, aufgeweckten Augen. Er streckte Jonas seine rechte

Hand entgegen, in der linken hielt er die aus der Fassung gedrehte Neonröhre.

»Manaia. Ich brauche deine Hilfe.«

»Wenn ich dir vertrauen soll, dann sage mir zunächst, woher du mich kennst!«, erwiderte Jonas.

Manaia antwortete mit ruhiger Stimme: »Kennen ist vielleicht übertrieben. Aber ich wusste schon vor Abfahrt des Schiffes, dass du und deine Schwester mitfahren. Ich habe Euch beobachtet. Mir war im Vorhinein klar, dass ihr mit der ganzen Sache nichts zu tun habt.«

»Die ganze Sache? Welche Sache meinst du?«, bohrte Jonas nach.

»Ja, irgendwas läuft hier gewaltig schief. Einige Männer führen etwas im Schilde, ich habe sie...«

»...in einem Café gesehen und fotografiert. Oder?«, unterbrach ihn Jonas.

Manaia nickte erstaunt und mit offenem Mund. Worte brachte er keine hervor.

»Wir haben die Fotos gesehen. Ich vertraue dir!«, sagte Jonas und reichte ihm die Hand. »Aber jetzt ist keine Zeit zum Reden. Ich komme später wieder.«

Jonas steckte Mutters Unterlagen ein, allerdings schloss er die Tür entgegen der Anweisung nicht wieder ab. Er wollte sich den Zugang nicht versperren.

»Spätestens um Mitternacht bin ich da!«

»Aber ich habe keine Uhr!?«

»Na, dann wecke ich Dich halt...«

Kapitel siebzehn
AUF DEN LETZTEN METERN

Jonas hatte sich seinen Wecker auf 23:45 Uhr gestellt. Trotz der nächtlichen Uhrzeit fühlte er sich einigermaßen frisch. Er warf sich etwas Wasser in die Augen und zog sich an. Gedanklich ging er noch einmal durch, was er sich für die kommenden Minuten zurechtgelegt hatte.

Kurz vor zwölf war es nun. Die Möglichkeit, zu dieser späten Stunde noch Menschen anzutreffen, war gering. Leise öffnete er seine Zimmertür und tastete sich auf seinen Pantoffeln vorsichtig in den Gang hinein. Jeder seiner Schritte, auch wenn er noch so leicht auftrat, hörte sich nun ungewöhnlich laut an, was nicht groß verwunderte, da bis auf die leise surrenden Motoren alle anderen Nebengeräusche verstummt waren. Hier und da durchbrachen ein paar Schläge von den an den Rumpf klatschenden Wellen die Monotonie, aber ansonsten war nichts zu hören. Jonas lauschte zunächst am Gesellschaftsraum. Dort war es – wie zu erwarten – mucksmäuschenstill.

Um unentdeckt vor den Kameras zu den Laborräumen und zum Kühlraum zu gelangen – man konnte ja nie wissen, wer mitsah! –, hatte Jonas vor dem Einschlafen einen Plan geschmiedet. Sein Vorhaben war so gut, dass es nur gelingen konnte. Da die Kamera auf seinem Gang, wie er wusste, defekt war – die Kabel hingen nach wie vor funktionslos aus der Wand –, schlich er auf das oberste Deck, von wo aus er den Kapitän und die Brücke beobachten konnte.

Hajo stand im dämmrigen Lichte der Brücke am Steuer und blickte – Jonas den Rücken zugekehrt – auf irgendwelche Instrumente. Was Jonas mehr interessierte waren jedoch die Aufzeichnungen der Videokameras, die sein Vorhaben auffliegen lassen könnten. Auch wenn Jonas den Kapitän von allen unheimlichen Vorkommnissen an Bord freisprach, wollte er lieber un bemerkt bleiben. Er blickte auf den Bildschirm. Eines der Außendecks war dumpf zu erkennen. Das Bild wechselte zur anderen Seite. Auch hier war es düster. Wieder einige Sekunden später erschien der Flur zu den Laborräumen. Hier war durch die Notbeleuchtung deutlich mehr zu erblicken. Jonas sah auf seine Armbanduhr und stoppte die Zeit. Nach genau zehn Sekunden war das Bild wieder verschwunden. Jonas ließ die Zeit weiterlaufen. Es folgten fünf weitere Kameraeinstellungen, für jede aktive Kamera eine. Dann sah er wieder den Flur der Laborräume. Genau eine Minute lag also zwi-

schen dem immer wiederkehrenden Beginn des Videos. Eine Minute, in denen er unentdeckt bleiben konnte. Und die kleinen Videos am Bildrand? Nein, die hatte selbst Jonas auf der Brücke nur mit Mühe und Not selbst erkennen können. Darauf würde Hajo sicher nicht achten.

Jonas drehte den Sekundenzeiger auf 00 zurück. Immer, wenn dieser sich der vollen Minute näherte, drohte also für ein paar Atemzüge lang Gefahr.

Jonas stieg die Treppen leise wieder hinab und begab sich zum Gesellschafteraum. Von hier war es bis zum Treppenhaus nicht weit. Jeden Augenblick – so verriet ihm seine Uhr – würde auf dem Bildschirm wieder der Flur gezeigt. Inzwischen war es 23:56 Uhr und 53, 54, 55, 56 Sekunden. Er wartete noch kurz, dann stieg er die Treppe zum Unterdeck ausreichend schnell und trotzdem leise genug hinab. Vorsichtig vergewisserte er sich auf halbem Wege, ob nicht doch noch jemand hier unten war. Irgendein Nachtschwärmer, der noch im Labor herumdokterte.

Nein, da war keiner mehr. Jonas hatte die letzte Stufe erreicht. Zum Ende des Ganges waren es schätzungsweise 25 Meter. Wieder blickte er auf die Uhr. Der Sekundenzeiger stand fast ganz unten. Er hatte noch etwas mehr als 30 Sekunden Zeit. Das sollte doch reichen, schließlich lief er die doppelte Strecke bei den letzten Sportwettkämpfen in seiner Schule unter acht

Sekunden. So schnell es die Umstände erlaubten, lief er zur Tür des Kühlraums. Zwar nicht in Rekordzeit, dafür aber leise.

Abgeschlossen. Er sah auf die Uhr. 23:57 und 43 Sekunden. In wenigen Augenblicken wäre er wieder auf Sendung. Jonas rüttelte noch einmal heftiger an der Tür, aber alle Bemühungen waren vergeblich. Schnell spurtete er zurück auf die vor der Kamerasicht geschützte Treppe. Verdammt, was war denn da los? Außer Atem schaute Jonas auf die Uhr. Gerade noch einmal gutgegangen!

So schnell wollte er sich nicht geschlagen geben. Mit Blick auf den Sekundenzeiger ließ er das nächste Zeitfenster verstreichen. Kurz noch etwas Luft holen. Und Kraft tanken. Jonas war sich sicher, die Tür nicht verschlossen zu haben. Der Sekundenzeiger verriet ihm, dass er es in fünf Sekunden noch einmal versuchen könne. Diesmal hätte er gut 50 Sekunden Zeit. 4, 3, 2, 1... und los!

Wieder rüttelte er an der Tür. Und wieder tat sich nichts. Noch 35 Sekunden. Jonas sah sich schon auf dem Rückweg, als er plötzlich ein Knacken aus dem Kühlraum vernahm.

»Manaia!«, flüsterte er, »bist du das?«

»Ja, warte kurz...«

»Nein, ich kann nicht warten, ich muss...«

»Nein, musst du nicht!«, sprach Manaia, als er die Tür von innen geöffnet hatte. »Bin schon fertig!«

Jonas fiel fast auf die Sekunde genau in den Raum, beinahe über Manaia, der triumphierend ein Taschenmesser in der Hand hielt.

»Schlösser knacken – Ganovenschule, 1. Semester!«

Er lachte und auch Jonas konnte ein Lachen nicht verkneifen.

»Puh, das war knapp!«

»Knapp, wieso? Bist du zu spät, hat Dich jemand verfolgt? Wie spät ist es denn?«

Jonas erzählte Manaia von der Videokamera, die er umgehen wollte und dass das Treiben auf dem Flur jede Minute aufs Neue auf die Brücke projiziert würde.

»Warum hast du die Tür abgeschlossen?«, fragte Jonas schließlich etwas angefahren, als er sich wieder gesammelt hatte.

»Das war ich nicht, irgendjemand muss gemerkt haben, dass sie offen war. Jeden Abend machen die Kittelträger ihren Rundgang und schließen alles ab. Ich habe sie beobachten können.«

Jonas grinste: »Kittelträger nennst du sie? Das sind Forscher, vor denen brauchst du keine Angst zu haben. Meine Mama ist auch dabei.«

Jonas sah Manaia etwas länger an. »Wer bist du eigentlich? Bist Du ein Spion?«

Manaia ging in sich. Er überlegte. »Hättest du mich das vor einer Woche gefragt, hätte ich *nein* gesagt. Heute weiß ich es nicht. Ich denke schon.«

Jonas musterte ihn immer noch: »Und wie kommst du hierher? Was machst du auf dem Schiff? Hast du einen Auftraggeber?«

Jonas hatte den letzten Begriff in einem seiner Kriminalromane gelesen.

»Es gibt keinen Auftraggeber und wenn ich dir erzähle, wie ich hierhin gelangt bin, sitzen wir morgen noch hier. Ich habe Durst. Hast du etwas zu trinken für mich?«

Fast wäre Jonas schon nach oben gerannt, um Wasser zu besorgen, hatte dann aber einen besseren Vorschlag.

»Wie wäre es denn, wenn du mit zu mir aufs Zimmer kommst, anders als hier unten kommt da keiner ungebeten rein. Selbst meine Eltern klopfen, wenn sie mich besuchen. Ich habe einen riesigen Schrank, da könntest du sogar drin schlafen. Decken habe ich auch. Dir muss doch kalt sein!«

Manaia nickte.

»Ja, kalt. Das trifft es.«

Tag 5

Kapitel achtzehn
WACHABLÖSUNG

Fast wären sie auf dem oberen Flur Jack, dem zweiten Steuermann, begegnet. Jonas sah ihn von der obersten Stufe gerade noch von hinten den Flur Richtung Brücke verlassen. Hatte der Kapitän etwa doch die nächtlichen Schatten auf dem Unterdeck gesehen und Alarm geschlagen? Oder gab es etwas anderes zu besprechen? Und warum zu dieser Uhrzeit? Jonas sah Jack aus dem sicheren Türrahmen hinterher. Kaum verschwand er über die Treppe nach oben, polterten schon andere Beine hinab. Es war der Kapitän. Schlurfend verschwand er in seiner Kajüte. »Schichtwechsel, alles gut!«

Auf seinem Zimmer bot Jonas Manaia zunächst eine reichliche Menge Wasser und einige seiner Schokoriegel, die er als Notfallration verstaut hatte, an.

»Wenn du noch etwas anderes magst«, flüsterte Jonas, »dann kann ich dir etwas aus der Speisekammer holen, dort gibt es...«,

Manaia unterbrach ihn:

»Ich kenne die Speisekammer bereits!«

Dann zeigte Jonas Manaia sein provisorisches Schlafgemach. Er legte alle Kissen und Decken, die er finden konnte, in den Schrank und prüfte, ob auch bei geschlossener Tür genügend Sauerstoff im Inneren ankommen würde. Gut, dass der Türspalt verzogen war! Jonas setzte sich auf seine Koje, während Manaia es sich direkt neben ihm im Schrank häuslich machte.

»Wie alt bist du eigentlich, Manaia?«

»14«

»Erzählst du mir jetzt, warum du hier an Bord bist? Was hast du entdeckt?«

Jonas' Fragen prasselten weiter auf ihn ein.

Manaia nahm einen großen Bissen vom Riegel und begann zu berichten: »Also gut. Begonnen hat alles für über einem Jahr. Hast du zufällig von dem Jungen gehört, der im Willowback Wildlife Reserve, dem Wildpark in Christchurch, einen Tuatara in der Jackentasche stehlen und mit dem Zug über die halbe Insel fahren wollte?«

»Was soll ein Tuatara sein?«

»Ein seltenes Reptil. Es lebt nur in Neuseeland. Übersetzt heißt sein Name so viel wie: Der mit dem Stachelrücken. Du hast also nichts davon mitbekommen?«

»Nein, habe ich nicht.«

»Gut. Immerhin hat es wohl doch nicht so große Kreise gezogen. Bei uns in der Gegend war es auf jeden

Fall ein großes Ding. Naja, der Junge war ich.« Manaia holte tief Luft, als wolle er zu einem langen Tauchgang aufbrechen. »Schon als ich das arme Tier berührt habe, habe ich mich geschämt. Aber für 200 Dollar macht man schon mal Blödsinn.«

»Aber was hat das mit diesem Schiff zu tun?«

»Eine ganze Menge. Miguel hat mich damals zu der Tat angestiftet.«

»Miguel? Der Typ aus dem Maschinenraum, der hier an Bord ist?«

»Ja, genau. Er hat damals in meinem Heim in Christchurch Hausmeistertätigkeiten übernommen und brauchte einen Dummen, der für ihn die Drecksarbeit macht. Und dann hat er mich gefunden. Das Ende der Geschichte ist, dass fast ganz Neuseeland mein Gesicht in drittklassigen TV-Sendungen gesehen hat, ich beinahe aus der Einrichtung geflogen bin und mir bis heute Schuldvorwürfe mache. Zum Glück ist der Echse nichts passiert.«

»Und Miguel? Hat man ihn dafür bestraft?«

»Was glaubst Du? Wem vertraut die Polizei mehr? Einem Jugendlichen, der ab und an Kaugummis stiehlt und sich dabei schon zwei Mal hat erwischen lassen? Oder einem erwachsenen Mann, der angibt, von nichts eine Ahnung zu haben und nur zufällig in meiner Unterkunft die Wände weiß gestrichen hat?«

»Aber es war doch seine Schuld!«

Manaia biss noch einmal in die Schokolade. »Ja, das habe ich von vielen gehört. Und deswegen habe ich mir auch gesagt, dass ich es diesem Typen irgendwann heimzahlen werde. Und der Tag ist vor einer Woche gekommen.«

Jonas setzte sich noch ein Stück näher an Manaia.

»Letzte Woche war er wieder zu irgendwelchen Ausbesserungsarbeiten da. Er kommt öfters mal vorbei, manchmal bleibt er nur ein paar Minuten, manchmal auch mehrere Tage. Diesmal war es ein tropfender Wasserhahn, den er reparieren sollte. Seit der Geschichte mit der Echse gehe ich ihm aus dem Weg, aber dieses Mal stolperte er fast über meine Füße. Und dann habe ich mitbekommen, wie sein Telefon immer und immer wieder klingelte. Ständig drückte er den Anrufer weg. Und dann verließ er in Windeseile das Haus. Er hat noch nicht einmal das Handtuch unter dem Siphon weggeräumt und das Wasser wieder angestellt. Irgendwas ging also vor sich...«

»Und Du bist hinterher?«

»Genau. Mit der Kamera. Bis zum Café. Die Bilder kennst Du ja. Der Kerl ist mit allen Wassern gewaschen und dieses Mal wollte ich etwas in der Hand haben, falls er wieder ein krummes Ding dreht. Und genau das tat er. Miguel und ein anderer Mann hatten an einem Tisch außerhalb des Cafés Platz genommen. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite ist eine etwas ältere

Wohnanlage mit einer Art kleinen Park als Garten vor dem Haus. Da es allmählich dunkler wurde, habe ich dort auf einer Bank Platz genommen und die beiden erst einmal beobachtet. Kurz darauf setzte sich ein dritter Mann an den Tisch, und anschließend ein vierter. Der Letzte sah aus wie der Boss; leider weiß ich nicht, was sie besprochen haben, aber ich habe Fotos gemacht, auf denen zu erkennen ist, wie...«

»Wie der eine Mann den anderen einen Umschlag gibt!«, unterbrach ihn Jonas.

»Ja, du kennst ja die Fotos.«

»Ja, und ich habe sie sogar hier.«

Manaia sah Jonas an.

»Weißt du also, um was es geht?«

»Nein«, entgegnete Jonas, »ich weiß nur, dass hier etwas nicht mit rechten Dingen zugeht. Aber was ist weiter passiert?«

»Erstmal nicht viel. Irgendwann haben die vier sich in alle Himmelsrichtungen verteilt und ich bin zurück nach Hause. Von da an habe ich Miguel auf Schritt und Tritt verfolgt. Ich wusste ja, wo er wohnt. Und irgendwann war er am Hafan. Dort konnte ich ihn über ein paar Tage beobachten.«

»Musstest Du nicht 'mal zur Schule?«

Manaia zuckte mit den Schultern: »Die macht mir keinen Spaß, da bin ich nicht mehr so oft.«

»Was sagen denn deine Eltern dazu?«, wollte Jonas wissen.

Jonas spürte, dass seine Frage einen wunden Punkt getroffen hatte und als Manaia auch nach einigen Augenblicken keine Antwort gab, übergang er das Thema. »Hast Du etwas im Hafen herausgefunden?«

Wieder erhielt er keine Antwort.

»Manaia?«, flüsterte Jonas, »magst du nicht reden?«

Jonas sah, dass Manaia ein paar Tränen über die Wange liefen. Er setzte sich zu ihm auf den Boden.

»Ist es wegen deiner Eltern?«

Manaia nickte. »Ich habe meinen Vater nie kennengelernt. Und meine Mama hatte es damals nicht leicht. Und sie hatte ganz andere Sorgen. Seitdem ich vier bin lebe ich in einem Kinderheim. Manchmal nenne ich es *Bunker*, manchmal auch einfach mein *Zuhause*. Ein paar Mal wäre ich dort fast rausgeflogen. Naja, alles nicht so einfach, weißt du?«

Jonas blickte Manaia aufmunternd an. Er schien sich wieder ein wenig gefasst zu haben.

»Habt ihr denn hier auf dem Schiff etwas herausgefunden?«

Jonas erzählte, wie er vor zwei Tagen die beiden Schatten im Zimmer beobachten konnte und deren Gespräch belauscht hatte. Und warum er unabhängig von

Manaia den Funker und seinen Komplizen ins Auge gefasst hatte.

»Wieso bist du damals nicht zur Polizei gegangen?«, fragte Jonas schließlich.

»Weil ich erst noch mehr Beweise finden wollte. Genau die, die mir damals gefehlt haben. Deshalb habe ich das Schiff in den nächsten Tagen auch immer wieder fotografiert. Am letzten Tag hatte ich mich sogar an Bord getraut. Das Schiff war verlassen, das wusste ich. Ich habe mich in aller Schnelle etwas umsehen wollen und dann bemerkt, wie die ersten Leute schon früh morgens Sachen auf das Schiff laden wollten. Es kamen immer mehr und mehr und der Ausgang war versperrt.«

»Und dann bist du immer weiter in das Innere vorgedrungen?«

»Ja, kann man so sagen. Und der Raum, in dem du mich gefunden hast, war der einzige, der unbewohnt schien. Ich habe dann noch einige Male versucht, das Schiff wieder zu verlassen, aber es war nicht möglich. Als plötzlich die Motoren starteten, wusste ich, dass das meine letzte Chance sein würde, um noch von Bord zu springen. Aber oben an Deck wimmelte es nur so vor Menschen, die die Abfahrt sehen wollten. Die Brücke war bereits eingefahren, sodass mir nur noch ein Sprung über die Reling blieb. Aber dann verließ mich der Mut. Es war zu hoch. Ich musste den Sprung abbre-

chen, und zu allem Überfluss ist mir dabei noch mein Turnbeutel aus der Hand gerutscht. Er lag direkt neben mir, doch die Menschen wurden immer mehr. Notgedrungen musste ich wieder umkehren und mich verstecken. Aber zum Glück habt ihr meinen Turnbeutel ja gefunden.«

»Nicht ganz, wir haben nur die Zigarettenschachtel entdeckt.«

»Und mein Pullover, die Haustürschlüssel. Und die Kamera?«

Jonas zuckte mit den Schultern. »Leider nein. Den Turnbeutel hat der Funker an sich genommen. Vielleicht hat er ihn ja wieder erkannt!«

»Naja, solange ihr die Fotos hier habt... Den Trick mit der Zigarettenschachtel habe ich übrigens aus einer Doku. Falls dir jemand die Kamera klaut, hast du so zumindest noch die Fotos. Ich glaube, ich schreibe dem Fernsehsender 'mal.'«

Manaia wirkte erleichtert. Auch, weil sich einiges nach und nach aufklärte und er endlich jemanden zum Reden gefunden hatte.

»Und beim nächsten Halt werde ich jetzt tatsächlich verschwinden, wenn du mir hilfst. Wo sind wir eigentlich?«

Manaia sah Jonas fragend an.

»Wir sind auf dem Weg in die Antarktis«, entgegnete dieser, »und der nächste Halt ist eine unbewohnte

Insel. Aussteigen und da bleiben halte ich für keine so gute Idee!«

Jonas konnte im dämmerigen Licht der Campingleuchte erkennen, wie Manaias Mundwinkel ihre Haltung verloren und er seinen Kopf immer wieder ungläubig schüttelte.

»Das ist nicht dein Ernst!«

Dann kroch er unter die Decke, schloss die Schranktür von innen und war kurze Zeit später eingeschlafen.

Kapitel neunzehn
AUF EINER WELLENLÄNGE

Es war 3:12 Uhr, als Jonas von einem lauten Schep-
pern geweckt wurde. Es war, als hätte jemand mit vol-
ler Stärke einen Stahlhammer gegen sein Brett geschla-
gen. Kurz darauf vernahm er ein leises Winseln und
entsann sich, dass Manaia bei ihm im Zimmer schlief.
Jonas schlussfolgerte, dass Manaia einen Alptraum ge-
habt und dabei um sich getreten haben musste. Jonas'
Augen fielen bereits wieder zu, als er bemerkte, noch
immer schlaftrunken, wie jemand von außen die Tür-
klinke anfasste, die Tür einen kleinen Spalt weit öffnete
und dann vorsichtig eintrat.

»Jonas, ist alles in Ordnung bei dir? Wir haben ge-
dacht, dass du aus dem Bett gefallen bist, es hat ganz
schön gerummst.«

Mutter strich ihm sanft durch die Haare.

»Ich mach ´mal dein Licht aus, es war sicher die
ganze Nacht an.«

»Ja, mach das, Mama! Ich hab´ Dich lieb!«, sagte Jo-
nas und schloss seine Augen wieder.

Er nahm wahr, wie seine Mutter noch ein Weilchen am Bett stand, und hoffte innig, dass sein neuer Mitbewohner in diesem Augenblick nicht wieder um sich trat, aus dem Schrank fiel oder anderweitige Geräusche von sich gab. Manaia schlief jedoch wie ein Stein, während Mutter wieder das Zimmer verließ. Als Jonas dann deutlich hören konnte, wie sie in ihrer Kajüte verschwand, erklang ein leises Flüstern.

»Deine Mama?«, fragte Manaia.

»Hast du etwa alles mitbekommen?«, wollte Jonas wissen.

»Was denn mitbekommen? Ich habe nur gehört, dass jemand wild polternd in das Zimmer kam und als Blinder Passagier wollte ich ihm nicht direkt um den Hals fallen. Verstehste, oder?«

Jonas musste lachen.

»Klar, verstehe ich das.«

Und auch Manaia musste sich nun zusammenreißen, um nicht lautstark loszuprustern.

Dann war es für einen Augenblick nicht nur stockfinster, sondern auch ruhig. Jonas dachte an alles Mögliche, bis eine Songzeile immer wieder von innen an seinen Hinterkopf zu klopfen schien.

With the lights out, it's less dangerous

Here we are now, entertain us...

»Bist Du noch wach, Manaia?«

»Ja.«

»Wer meinst du, denkt gerade an Dich? Wer vermisst Dich und macht sich Sorgen?«

Manaia dachte nach, suchte nach Worten und sprach schließlich: »Ich glaube, dass mich niemand vermisst.«

»Niemand?«

»Ja, niemand.«

Manaias Worte klangen traurig. Zu traurig für einen Jungen in seinem Alter.

»Was ist mit deinen Freunden im Heim? Hast Du Geschwister?«

»Ja, einen Bruder, Te Ariki. Zu ihm habe ich ganz guten Kontakt. Aber er ist fünf Jahre älter als ich und schlägt sich gerade in Australien durch.«

Manaia schwieg für einen Moment.

»Aber wenn du so fragst: Wahrscheinlich vermissen mich schon ein paar Freunde. Und ich sage dir, das sind die besten Freunde, die man sich vorstellen kann.«

Nun meinte Jonas, in der Dunkelheit gar das Funkeln in Manaias Augen erkannt zu haben.

»Aber leider vermissen sich mich schon seit über einem Jahr. Seit ich aus Wellington weggezogen bin und in einem anderen Heim untergebracht wurde. Ich wollte sie immer mal wieder besuchen kommen, aber, weißt du, das Fährticket ist für mich nicht bezahlbar. In zwei Wochen haben wir aber ein Treffen ausgemacht, wenn

zwei von ihnen mich auf der Südinsel mit ihren Eltern besuchen kommen wollen. Und jetzt hänge ich hier kurz vor dem Südpol fest. Dumm gelaufen, würde ich sagen. Naja, machen wir das Beste draus. Hurihia to aroaro ki te ra tukuna to atarangi kia taku ki muri i a koe.«

»Huri was?« Jonas konnte nicht folgen.

»Hurihia to aroaro ki te ra. Das ist Maori. Wende deinen Kopf immer der Sonne entgegen. Dann fallen die Schatten hinter Dich. Wie sieht es denn bei dir aus, Jonas. Wen vermisst du?«

Jonas' Herz schlug schneller und er hatte gehofft, dass Manaia ihm diese Frage stellen würde. Irgendwie hatte er das Gefühl, sich mit ihm, obwohl sie sich gerade erst kennengelernt hatten, genau auf einer Wellenlänge zu befinden.

»Es gibt da so ein Mädchen, Ida, auf meiner Schule. Die vermisse ich sehr.«

Obwohl immer noch kein Funken Licht den Raum erhellte, spürte Jonas, wie er errötete.

»Deine Freundin?«

»Nein.«

»Wieso nicht?«

»Weiß nicht.«

»Hast du sie gefragt?«

»Was gefragt?« – Natürlich wusste Jonas, worauf Manaia hinauswollte.

»Na gefragt, ob sie mit dir zusammen sein will!«

Jonas bekam bei diesem Gedanken ein flaues Gefühl im Bauch, etwas, das er abends öfters spürte und das die Älteren wohl verliebt-Sein nennen. Wie gerne hätte er sie gefragt!

»Nein, noch nicht.«

»Wieso nicht, worauf wartest du?«

»Hmm...«, Jonas überlegte, »Weil ich Angst habe, dass sie vielleicht *Nein* sagt.«

»Du hast Angst? Jonas, du hast Angst? Du bist gerade dabei, den vielleicht größten Kriminalfall der Südin- sel zu lösen, läufst nachts alleine auf diesem Gott ver- lassenen Gruselschiff umher und schaffst es nicht, ein – wie alt ist sie?«

»12«

»- ein zwölfjähriges Mädchen anzusprechen?«

Jonas musste über diese Worte nachdenken.

»Vielleicht sollte ich sie wirklich ansprechen.«

»Nicht vielleicht, auf jeden Fall!«

Manaia öffnete die Schranktür etwas weiter, sodass er mit dem Oberkörper bereits zur Hälfte im Gang lag. Mit ausgestrecktem Arm tippte er Jonas an.

»Hier, schlag ein, wir besiegeln das Ganze jetzt.«

Und dann schlugen sie ein und Manaia kroch zurück in sein Versteck.

»Gute Nacht!«

»Gute Nacht!«

Kapitel zwanzig
LETZTE ABSPRACHEN

Jonas hatte Lia am nächsten Morgen in einem günstigen Augenblick auf sein Zimmer gerufen. Nun stand sie vor der geöffneten Schranktür und musterte Manaia ungläubig. »Hast Du mir etwas zu verheimlichen, Jonas?«

Jonas musste weit ausholen, um Lia besänftigen zu können. Aber als er ihr erklärte, dass er erst seit gestern Abend etwas von Manaias Anwesenheit wusste, hatte er seine Schwester schnell wieder auf seiner Seite. Und Manaia schien direkt einen guten Eindruck bei ihr hinterlassen zu haben, sodass sie fortan als Dreierteam dem Verbrechen die Stirn bieten wollten.

Sie fassten noch einmal zusammen, was sie über den Funker und seinen Komplizen, Miguel, wussten. Jonas' Englischheft füllte sich zusehends, wenn auch nicht mit Vokabeln und Grammatik, dafür aber mit einer ganzen Menge Ungereimtheiten.

»Also für mich steht fest, dass die beiden Männer gegen Geld etwas Böses unternehmen werden«, sagte Manaia schlussendlich.

»Und was glaubst du, was es ist?«, wollte Lia wissen.

»Wenn ich das wüsste, wäre ich nicht hier, sondern hätte festen Boden unter den Füßen. Wir müssen abwarten!«

»Wahrscheinlich wissen wir es ja heute«, sagte Lia, »heute ist dieser Stern-Tag. Der nächste Landgang. So sagt es der Expeditionsplan.«

Beim Gedanken an den Stern-Tag wurde es Jonas ganz schummerig.

»Wie sollten wir vorgehen?«

Manaia schlug vor, sich aufzuteilen. Jonas und Lia sollten ihrem Tagesablauf nachgehen und versuchen, so unauffällig wie möglich zu sein. Sie sollten den Funker und Miguel aber – soweit es geht – im Auge behalten, wenn diese später an Land gehen sollten.

Manaia hingegen wollte – oder musste – auf dem Schiff bleiben, da er ja unmöglich das Schiff mit dem Beiboot verlassen könnte. »Hi, nehmt ihr mich kurz mit an Land? Ich bin übrigens Manaia, der Blinde Passagier.« Nein, das ging natürlich nicht. Der Gedanke war zwar lustig, zugleich aber auch bitterernst. Manaia musste an Bord die Stellung halten, um unentdeckt zu bleiben. In gewisser Weise war er also wieder gefangen.

»Hier in meinem Zimmer bist du sicher, bislang ist noch niemand einfach so hier reingeplatzt!«

»Außer deiner Mama.«

»Ja, außer meiner Mama... Die ist heute aber auch beschäftigt.«

Manaia wollte, wenn möglichst viele das Schiff verlassen hatten, schauen, was es mit dem Funkraum auf sich hatte und den Leuchtröhren auf den Grund gehen. Außerdem wollte er, aber das verriet er keinem, seinen Turnbeutel zurück. Es war eine Erinnerung an seinen Bruder, der in seiner Jugend recht erfolgreich Cricket im Verein gespielt hat. Manaia ließ sich den Weg zum Funkraum erklären und die Orte, an denen überall Kameras aufgestellt waren.

»Mein Bruder hat mir mal beigebracht, wie man Türen öffnet. Wenn das Schloss zum Funkraum ähnlich alt ist wie das zur Speisekammer, sollte das das kleinste Problem sein.«

Inzwischen wurde das Treiben an Deck reger und durch das Fenster konnten sie bereits die Umrisse von Macquarie-Insel erkennen. Es war 9 Uhr früh. In einigen Minuten würden sie da sein. Sie vereinbarten, sich spätestens eine Stunde nach Abfahrt wieder zu sehen, in Jonas' Zimmer. Genauer gesagt im Schrank.

Um keinen Verdacht zu schüren, machten sich Jonas und Lia nun auf den Weg zum Frühstück.

Kapitel einundzwanzig
ABGESCHIEDENE STRÄNDE

Den Treffpunkt vereinbarten sie gerade im rechten Augenblick. Fast zeitgleich klopfte Vater an die Tür und gab zu verstehen, dass sie in Kürze das Eiland erreichen würden.

»Es dauert nicht mehr lange, bis wir da sind. Machen wir nach dem Frühstück wieder die Insel unsicher?«

»Klarer Fall, wir kommen sofort!«, rief Jonas und packte seinen Rucksack beisammen.

Auch Lia stürmte rasch in ihr Zimmer und suchte ihre sieben Sachen.

»Dein Papa hört sich lieb an!«, sagte Manaia, der wieder Schutz im Schrank gefunden hat.

»Ja, das ist er auch!«, entgegnete Jonas, »mit ihm kann man echt viel Spaß haben. Vielleicht lernst du ihn ja bald mal kennen.«

»Ja, das hoffe ich doch!«

Und dann verließ auch Jonas seine Kajüte und ließ Manaia alleine zurück.

Kurz darauf traf sich die gesamte Familie an der frischen Morgenluft, vorne am Bug, von wo aus sie gebannt zuschauten, wie die Arctic Hope die nördlichste Spitze der Insel ansteuerte. Dann stärkten sie sich mit einigen belegten Broten. Es war schon seltsam, dachte Jonas, wie Mitten im Meer eine Insel entstehen konnte. Weit und breit nur endlose Wellen, Tiefen und Wassergräben, und dann war da vor ihnen auf einmal dieser riesige Felshaufen. Das meiste sah man noch nicht einmal. Der Großteil des Felsens war unter Wasser. Wie beim Mauna Kea auf Hawaii. In einem Zeitschriftenartikel hatte er einmal gelesen, dass dies der höchste Berg der Erde sein sollte. Zumindest, wenn man sich die Höhe vom Fuß bis zur Spitze anschaut. Trotzdem war er nicht so bekannt wie der Mount Everest. Scheinbar interessieren sich die Menschen eher für das, was über der Wasseroberfläche vor sich geht. Außer, man ist Meeresforscherin, wie Mama.

Sie näherten sich der Insel weiter. Die wahren Ausmaße waren zunächst nur zu erahnen, aber man konnte bereits deutlich erkennen, dass hinter den ersten Bergen noch viel mehr, viel größere Berge sein mussten. Immerhin besaß die Macquarie-Insel mit ihren 128 Quadratkilometern fast die Hälfte der Fläche der gesamten Malediven. Und sie war größer als die Insel Mykonos, wovon wohl jeder schon einmal gehört hatte.

Behutsam steuerte das Schiff die Buckles Bay an, eine halbkreisförmige Bucht, die einen Durchmesser von etwa drei Kilometern besaß. Am Ende der Bucht erstreckten sich zwei Strände, die durch ein kleines Felsriff voneinander getrennt wurden und die Namen Secluded Beach und Landing Beach trugen. Gemeinsam bildeten die beiden Strände eine schmale Landzunge, kaum mehr als 50 Meter breit. Vom Deck war deutlich zu sehen, dass unmittelbar hinter den beiden Stränden erneut das wilde Meer tobte. Angrenzend an die Strände, im Norden, erhob sich ein kleiner Felsen, dessen Zugang einzig die erwähnte Landzunge bot. Auf der Karte betrachtet sah Macquarie Island von oben aus wie eine überschlanke Zucchini. Und ganz oben, am Strunk, würden sie anlegen.

Die Arctic Hope hatte bereits den größten Teil der Bucht durchquert und verringerte nun ihre Geschwindigkeit merklich. Auch bei dieser Insel konnte das Schiff nicht unmittelbar anlegen, dafür waren die Felsen zu rau und unberechenbar. Hajo hatte jedoch einen Platz gefunden, an dem sie sicher ankern konnten und vom dem aus sie abermals das Beiboot bemühen mussten, um an Land befördert zu werden. Inzwischen konnte Jonas einen näheren Blick auf die beiden Strände werfen: Der nördliche Strand, der Secluded Beach, war der noch schmalere Teil der Landzunge, und lag am Fuße des bereits von Weitem erblickten Berges, der einige

hundert Meter hoch war und die Ausmaße von vier bis fünf großen IKEA-Parkplätzen besaß.

Jonas' Blick fiel wieder auf den Strand, der ihm aus zweierlei Gründen seltsam vorkam: Zum einen war da die schwarze Färbung des Sandes; für Jonas wirkte dies auf den ersten Blick fremd und schien nicht in das Muster eines Sandstrandes zu passen. Zum anderen waren da die zahlreichen Häuser, die die Landzunge säumten. Auch diese passten irgendwie nicht hierher, da weder Straßen und Stromleitungen noch Autos oder andere Dinge aus der Zivilisation zu erkennen waren. Jonas konnte vom Schiff aus mindestens 15 Häuser erkennen, vermutlich waren es sogar mehr. Und interessanterweise standen diese nicht am *Landungsstrand*, wie es der Namen vermuten ließ, sondern am *abgeschiedenen Strand*. Also am Secluded Beach. Jonas dachte über die Namensgebung nach und stellte sich vor, wie es wohl am *nicht abgeschiedenen Strand* sein musste. Aus Holzbaracken würden wohl frisch gepflückte Kokosnüsse verteilt, in die man nur noch einen Strohhalm zu stecken brauchte. Musik ertönte aus den Lautsprechern, die oben, in der Palmenkrone, befestigt waren und Feuerchlucker und Bauchtänzerinnen hätten eine große Menge Schaulustiger angelockt. Wenn man die Augenschlösser öffnete, könnte man den Rauch des Feuers einatmen, auf dem frische Sardellen gegart und gerade mit dem Saft frischer Limetten betröpfelt würden. Strand-

muscheln gäbe es in jeglicher Größe und Farbe und zwischen den unzähligen Palmen könnte man in einer Hängematte Platz nehmen. Und wer wollte, könnte sich ein Surfbrett leihen.

Hier, am abgeschiedenen Strand, war die Musik gerade scheinbar abgestellt und die Feuer erloschen. Sämtliche Partybeleuchtung wurde von den Häusern abgenommen, aber dennoch: Der Empfang war herzlich. Die ersten Rufe hallten über's Meer und auch wenn Jonas nicht genau hören konnte, was gerufen wurde, waren es wohl freundliche Worte der Begrüßung. Man winkte sich zu. Lachte. Die Schiffsirene ertönte.

Der Ablauf des Landgangs war nahezu identisch mit dem gestrigen. Eintragen in die Liste, Übersetzen mit dem Beiboot, Zeit zum Erkunden, Wiederkehr. Der Unterschied bestand jedoch darin, dass alle Landgänger zu Beginn an einer Art Infoveranstaltung teilnehmen mussten, die in einem der Häuser abgehalten wurde. Der Staat Australien, zu dessen Gebiet dieses einzigartige Ökosystem gehörte, schrieb eine kurze Einweisung in die örtlichen Gegebenheiten verpflichtend vor.

Hierbei sollten die Besucher Grundsätzliches über die Insel erfahren und Hinweise erhalten, wie und wo sie sich auf der Insel frei bewegen könnten. Mutters Ansicht nach würde die Präsentation sicher sehr lohnend sein und nicht länger als 15 Minuten dauern.

Kapitel zweiundzwanzig **WEGWEISUNGEN**

Gemeinsam mit elf anderen verließen Jonas, Lia und ihre Eltern das Schiff in zwei Etappen. Jonas war froh, dass Mutter dieses Mal mit ihnen gehen würde, da die Arbeit sie heute nicht einzuspannen vermochte. Am antarktischen Eisschelf, das wusste er, schlug Mutters eigentliche Stunde. Dort, in der Ostantarktis, war das Eis an einigen Stellen über 4000 Meter dick. Jonas hatte jedoch gehört, dass sie vier Wissenschaftler auf Macquarie Island lassen würden, unter anderem die beiden Italiener, und im Gegenzug sechs neue aufnehmen würden. Darunter auch zwei Franzosen, die ihnen in der französischen Dumont-d'Urville-Station sprachlich unter die Arme greifen sollten.

Auch der Funker und Miguel verließen das Schiff; diese fuhren bereits mit dem ersten Boot, warteten jedoch an Land auf die anderen, um dann gemeinsam zum Hauptgebäude der kleinen Siedlung zu gehen. Ein älterer Mann empfing die Ankömmlinge bereits wohl gelaunt, als sie das Ufer erreichten. Wie es am anderen

Ende der Welt scheinbar üblich war, wurde jeder Neuankömmling erst einmal geherzt und gedrückt.

»Schön, mal wieder ein paar Kinder hier auf der Insel zu empfangen. Die letzten waren vor über zwei Monaten hier. Willkommen!«

»Danke!«, entgegnete Jonas und sah sich um. Mensch, da waren ja sogar noch mehr Häuser in der zweiten Reihe. »Wie viele Menschen leben hier auf der Insel?«

»Die wenigsten leben hier das gesamte Jahr, insgesamt sind es je nach Jahreszeit 15 bis 30 Menschen, die hier arbeiten und leben. Vielleicht seid ihr ja auch bald einer von ihnen?«

Der alte Mann lachte.

»Ich bin Adam, kommt mal mit, ich erkläre Euch etwas über Macquarie Island.«

Er wandte sich zu den anderen Wartenden.

»Kommen sie auch mit, wir haben schon frischen Kaffee aufgebrüht und ein paar Plätzchen bereit gelegt.«

Jonas kam sich vor, wie auf einem Stadtrundgang, bei dem der sich in Bewegung gesetzte Trupp einem Guide mit orangefarbener Flagge folgte. Auch wenn der ältere Herr auf eine Fahne verzichtete, waren anderswo doch genug Flaggen zu erkennen. »Wahnsinn, es sind ja sogar andere Schweden hier!«, zeigte Jonas auf eine im Wind wehende Fahne.

Inzwischen hatten sie das einstöckige Gebäude erreicht. Adam hielt die Tür offen und bat alle herein. Drinnen loderte ein kleiner Holzofen und es war angenehm warm. Auf einem großen Tisch standen der angekündigte Kaffee, ein paar Säfte und Plätzchen. Rund um den Tisch waren in einem Halbkreis einige Stapelstühle aufgestellt. Adam bat die Gäste, sich einen Platz zu suchen und nachdem jeder mit Essen und Trinken versorgt war, begann er die Präsentation.

»Willkommen auf Macquarie Island, dem einzigen Ort auf dieser schönen Welt, an dem die Erdkruste oberhalb der Wasseroberfläche verläuft. Ja, ihr habt richtig gehört. Die Erdkruste ist hier zum Greifen nah, wer mag, kann sie gleich mal anfassen.« Einige Besucher raunten. »Aber das ist nicht der einzige Grund, warum diese Insel, eine der südlichsten überhaupt, Weltnaturerbe ist. Hier findet ihr – hier finden sie Tiere, die es sonst nirgendwo auf der Welt gibt. In keinem Stadtpark, keinem Zoo.«

Adam präsentierte mit dem Beamer einige Tiere, zu denen er jeweils ein paar Worte sagte.

»Diese Pelzrobberart nennt sich subantarktischer Seebär. Inzwischen gibt es wieder über 320.000 Exemplare, aber hätten eure und meine Großeltern nicht aufgepasst, wären sie beinahe ausgestorben. Gerade mal 300 Stück gab es noch vor hundert Jahren weltweit.«

Adam zeigte das nächste Foto.

»Der Haubenpinguin. Auch dieser war fast ausgestorben, da man aus seinem Fett Öl herstellte. Heute ist er glücklicherweise geschützt und der Fang verboten. Trotzdem ist er immer noch gefährdet. Das Besondere an dieser Gattung ist, dass diese nur hier, auf dieser Insel, lebt.«

Jonas sah sich das Bild genauer an. Was ihm direkt ins Auge stach, war die auffällige Rosafärbung, die sich an den Flossen, den Vorderseiten der Beine und der Schwimnhäute zeigte. Der Schnabel des Pinguins war orange bis braun gefärbt, der Rest, vor allem das Gefieder, wirkten in Form und Farbe gewöhnlich.

»Und das hier, verehrte Gäste, ist unsere eigentliche tierischen Sensation: Die Macquarie-Scharbe.«

Abermals wechselte das Bild.

»Die Macquarie-Scharbe ist endemisch, also nur hier zu Hause. Zuletzt wurden noch 240 Exemplare gezählt, die hier auf der Insel in elf Kolonien nisten. Damit diesen nicht das gleiche Schicksal wie zum Beispiel der Reunion-Riesenschildkröte oder dem Quagga ereilt, sie also auf Nimmerwiedersehen vom Erdball verschwinden, haben wir hier ein einzigartiges Schutzprojekt ins Leben gerufen, zu dem sie sich später gerne noch an Frau Watamo wenden können.«

Adam zeigte auf eine zierliche Frau, die im hinteren Bereich des Saales saß und den Besuchern zunickte.

»Die Macquarie-Scharbe gehört zur Gattung der Kormorane und zeichnet sich durch seine Spannweite von 110 Zentimetern aus; und das bei einer Größe von gut 75 Zentimetern. Wie sie sehen«, Adam zeigte auf die Federn des Vogels, »ist sein Gefieder schwarz-weiß gefärbt und seine Augen sind, wenn sie einmal genauer hinschauen, von einem blauen Augenring umgeben. Und werfen sie bitte einmal einen Blick auf seinen Hals: Ist der nicht lang und dünn?«

Viele der Besucher nickten.

»Und dazu der lange, hakenförmige Schnabel. In dieser Kombination ist der Vogel ein wahrer Killer. Kaum eine Vogelart ist erfolgreicher beim Fischfang. Ach ja, und dazu natürlich die Schwimmhäute. Dort.«

Adam vergrößerte das Bild.

»Darüber hinaus ist er also noch ein hervorragender Taucher. In seiner Nähe möchte man als Fisch nicht umherschwimmen.«

Jonas und Lia lauschten den Worten von Adam gespannt. Selten hatten sie so anschaulichen Biologieunterricht genossen. Adam beschrieb drei Möglichkeiten für einen Tagesausflug. Besichtigung einer alten Wal-fängerhütte – noch könne man sie im Urzustand sehen, bald schon würde sie restauriert werden –, ein Besuch der Haubenpinguinkolonie oder eine Beobachtung der Kormoran-Vögel samt anstrengendem Aufstieg.

Jonas versuchte während der kurzen Präsentation die Körpersprache des Funkers oder von Miguel zu lesen.

Es wollte ihm nicht gelingen.

»Ihr habt Glück«, sagte Adam einen kurzen Blick aus dem Fenster werfend, »normalerweise regnet es hier so an etwa 300 Tagen im Jahr, heute scheint es zumindest anfangs trocken zu bleiben. Also: Viel Spaß und passt auf euch auf!«

»Und, worauf habt ihr Lust?«, fragte Mutter Jonas und Lia, nachdem die Einführung beendet war.

»Gute Frage«, überlegte Lia und blickte dabei auf den Funker, »ich glaube das mit den Pinguinen wäre toll.« »Ja, das habe ich auch gedacht«, sagte Mutter und drängte bereits zum Ausgang.

Vor der Tür löste sich die Versammlung langsam auf und die Besucher strömten in alle Himmelsrichtungen. Südwärts, an der Ostküste, befanden sich die verlassene Walfängerhütte und direkt daneben eine wohl sehenswerte Höhle. Ebenfalls im Süden, jedoch an der Westküste, war das Brutgebiet der Pinguine; dorthin verschlug es die meisten. Der Funker und Miguel jedoch gingen nach Norden, auf den Felsen zu, hin zu den Kormoranen. Als Jonas das bemerkte, zupfte er Lia am Ärmel.

»Wie wäre es denn, wenn wir erst auf den Felsen steigen. Den fandest du doch schon vom Schiff aus so spannend!«.

Lia reagierte schnell. »Ja, stimmt, das wäre auch eine Idee. Die Pinguine können wir ja später noch sehen. Dorthin ist es ja nicht so weit.«

Mutter und Vater sahen sich verdutzt an, stimmten dem Vorschlag aber zu.

»Wie ihr meint«, sagte Mutter und schlug den Weg nach Norden ein.

Kapitel dreiundzwanzig
AUFGEFLOGEN

Die beiden Männer hatten bereits deutlichen Vorsprung erlangt. So schnell konnten Jonas und Lia nicht Schritt halten, ohne in das Laufen überzugehen, was verständlicherweise zu auffällig gewesen wäre. Die kleine Siedlung hatten sie bereits hinter sich gelassen und die ersten Höhenmeter bewältigt. Beim Blick nach hinten sahen sie die nun kleinen Häuser, die von beiden Seiten vom rauschenden Meer umgeben waren. In der rechten Bucht befand sich ihr Schiff, welches sich rege auf und ab zu bewegen schien. Weiter über die Landzunge hinaus offenbarte sich nun der weite Rest der Insel, der in ein mattes Grün-Grau gefärbt war. Wolkenverhangen war der höchste Punkt der Insel, der Mount Hamilton, allenfalls schwach erkennbar. Davor und daneben präsentierten sich weitere Erhebungen, die man ihrer Vegetation nach als Tundra bezeichnen würde.

Jonas und Lia richteten den Blick wieder nach vorne, wo der Funker und sein Komplize gerade eine steilere

Passage des Felsens überwunden hatten und nun hinter einer Biegung verschwanden.

»Wenn wir die Pinguine nachher noch sehen wollen, müssen wir uns beeilen«, versuchte Jonas Tempo zu machen.

Zugleich dachte er an Manaia, dem er versprochen hatte, die beiden Männer im Auge zu behalten. Ob Manaia auf dem Schiff bereits etwas herausgefunden hatte? Die Vorzeichen waren gut, da kaum jemand an Deck geblieben ist und er sich somit einigermaßen ungestört bewegen konnte.

Die nächsten 200 Meter waren anstrengend, der Weg schlängelte sich steil bergauf, und die Eltern waren überrascht über das Tempo, was Jonas und Lia eingeschlagen hatten.

»Seid ihr auf der Flucht?«, keuchten sie. »Wir können ja kaum Schritt halten.«

Als sie den Punkt erreichten, an dem sie zuvor den Blickkontakt zu den beiden Männern verloren hatten, fanden sie Miguel Antorres, den Komplizen vom Funker, auf einem Stein sitzend vor.

»Was ist denn mit ihnen passiert?«, wollte Vater wissen. »Brauchen sie Hilfe?«

Der Mann schüttelte den Kopf.

»Nein, alles gut. Ich bekomme nur etwas schlecht Luft. Ich mache eine kurze Pause, dann geht es wieder.«

Er fasste sich ans Herz.

»Wirklich?«, fragte Mutter und sah Vater an.

»Meinst du nicht, dass er Hilfe benötigt?«

Vater nickte.

»Ja, nicht, dass ihnen etwas zustößt. Hören sie, ich bringen sie zurück zum Hauptgebäude. Das ist nicht so weit. Vielleicht zehn Minuten.«

Er schaute Mutter und die Kinder an.

»Ja? Ich bin sofort wieder da. Wartet ihr hier?«

»Ja, ist gut, wir warten hier«, nahm Mutter den Kindern die Antwort ab.

»Das ist wirklich sehr nett von ihnen, vielen Dank. Danke!«.

Der Mann schaute Jonas und Lia direkt in die Augen.

»Ihr habt einen lieben Papa, wisst ihr das? Und entschuldigt die Umstände, aber manchmal fällt auch der erfahrenste Cowboy vom Sattel. Ich dachte eigentlich, dass der Berg für mich ein Klacks wäre.«

Und dann verschwanden sie den Weg hinab.

»So ein Mist! Was für ein Fiesling«, dachte Jonas.

»Das ist doch bestimmt nur gespielt. Als wenn der ´was hätte!«

Nun blieb ihnen also nichts weiter übrig, als hier auf die Rückkehr ihres Vaters zu warten. Zwei Männer sollten sie beobachten; einer lief ihnen bergauf davon,

der andere verabschiedete sich ins Tal. Schlechter konnte es nicht laufen.

Schneller als gedacht war ihr Vater wieder bei ihnen.

»Es scheint ihm besser zu gehen, ich habe ihn zum Haupthaus gebracht, dort wärmt er sich auf. Wahrscheinlich bringen sie ihn dann aufs Schiff zurück.«

Jonas ärgerte sich über die Falle, in die er und Lia getappt waren. Und er machte sich Sorgen über Manaia, da dieser plötzlich unerwartet Besuch bekommen könnten. Tja, und der Funker? Wo zum Himmel ist er hingelaufen?

Sie gingen weiter den Berg hinauf und sahen in einiger Entfernung einen auffälligen Bergkegel, an dessen Ostseite sich einige Vogelnester befinden sollten. Bis dort war es noch ein gutes Stückchen; eine halbe Stunde würden sie mindestens benötigen. Die vier gingen weiter. Immer höher und höher stiegen sie den Berg hinauf, dem Nistplatz der Vögel entgegen. Etwas erschöpft von der sportlichen Anstrengung, hatten sie die letzten Minuten nur das Wesentliche ausgetauscht. Bis nach oben war es nun nicht mehr allzu weit.

Kurze Zeit später kam ihnen der Funker entgegen. Er grüßte zwar freundlich, war aber äußerst kurz angebunden.

»Vögel halt, die Walfängerhütte wäre wohl doch die bessere Alternative gewesen!«

Dann grinste er und ließ sie stehen.

Als Jonas, Lia und ihre Eltern endlich besagtes Brutgebiet erreichten, schauten sie auf ein Dutzend aufgeregter Macquarie-Scharben, die wild krächzend um ihre Nester flogen.

»Die Tiere sind ja völlig aufgebracht. Vielleicht kündigt sich Regen an?«, sagte Vater und blickte in den Himmel.

Tatsächlich, der Himmel hatte ein bedrohliches Dunkelblau eingenommen.

»Ja, das kann gut sein!«, antwortete Mutter. »Dann lasst uns schnell wieder hinabsteigen, bevor wir in ein Unwetter geraten. Es ist ohnehin schon sehr kalt. Fünf Minuten. In Ordnung?«

Gemeinsam betrachteten sie die Vögel und Jonas konnte sich gut vorstellen, wie diese auf der Jagd agieren würde.

Kaum waren sie umgekehrt, blitzte es bereits am Horizont. Regen setzte ein.

»Kommt, Kinder, wir müssen uns sputen!«, rief Vater, dessen Stimme durch den aufkommenden Wind beinahe verstummte.

Wie aus dem Nichts steuerte eine pechgraue Wolke direkt auf sie zu und verdunkelte den Felsen schlagartig. Der Regen wurde stärker und die Sicht lag beinahe bei null. Unermüdlich versuchten sie gegen das Unwetter anzukommen, merkten aber schnell, dass es aus-

sichtslos war. Solch einen raschen Wetterumschwung hatten sie noch nie erlebt, nicht einmal in den Alpen beim Skifahren.

»Lasst uns dort an der Felswand Schutz suchen, bis der Sturm vorbei ist!«, rief Mutter und schob die Kinder zur Seite. »Bevor wir noch irgendwo abstürzen!«

Natürlich war es besser und klüger, hier Schutz zu suchen. Das bedeutete jedoch zugleich das endgültige Aus der Observierung. Jonas setzte nun alle Hoffnung in Manaia, der an Bord auf sie wartete. Und so verweilten sie hier eine gefühlte Ewigkeit.

Das heftigste Gewitter war glücklicherweise an ihnen vorbeigezogen, aber entgegen ihrer Hoffnung ließ der Regen nicht nach. Da der Sturm mittlerweile an Kraft verloren hatte, beschlossen sie weiterzugehen. Viel zu lange hatten sie hier oben bereits ausgeharrt. Sicher eine Stunde oder mehr. Nass bis auf die Knochen und zitternd vor Kälte, kehrten sie auf den Weg zurück. Noch waren sie weit oben, über dem Meer.

Plötzlich ertönte eine Sirene aus der Bucht. Die Sirene der Arctic Hope.

»Wie spät ist es, Schatz?«, fragte Mutter.

Vater blickte auf seine Armbanduhr. »Gleich vier.«

»Vier?« Mutter erschrak. »Um fünf Uhr geht es weiter. Jetzt aber schnell!«

Wieder am Strand angelangt, erwartete sie das Beiboot bereits.

»Wir dachten schon, ihnen wäre etwas zugestoßen«, sprach der Bootsführer mit ernster Miene. »Das Wetter ist hier nicht auf die leichte Schulter zu nehmen! Sie sind die letzten. In wenigen Augenblicken geht es weiter!«

Und tatsächlich: Kaum hatten sie die Arctic Hope erreicht, das Beiboot hochgezogen und verzurrt, wurden die Maschinen angeworfen. Von der Brücke ertönte ein greller Pfiff:

»Anker lösen, es geht weiter! Nächster Halt: Antarktis.«

Kapitel vierundzwanzig
VOM ERDBODEN VERSCHLUCKT

Pitschnass und frierend – und geschafft von dem aufreibenden Abstieg – steuerten Jonas, Lia und ihre Eltern gemeinsam den Waschraum an, der sechs private Duschkabinen bot und an dessen Längsseite neben zwei Doppelwaschbecken ein offener Schrank stand, der insgesamt 20 Fächer zum Verstauen von Handtüchern, einigen Wechselklamotten und Duschutensilien bot. Vor Reiseantritt hatte Jonas hier seinen Platz bezogen, allerdings – auch wenn es Mutter und Vater nicht gerne hörten – bislang noch keinen Gebrauch von der Dusche gemacht. Zig-mal war er bereits an dem Raum vorbeigelaufen, schließlich lag er nur wenige Meter von seiner Kajüte entfernt.

Die Duschen befanden sich allesamt nebeneinander und waren nur durch dünne Trennwände voneinander abgeteilt. Beim Eintritt in diese Kabinen gab es in einem winzig schmalen Vorraum die Möglichkeit, sich zu entkleiden und die Anzihsachen über einen Hocker zu legen oder schlicht über die Trennwand zu werfen. Ein kitschiger Duschvorhang bot dabei Schutz vor den Bli-

cken anderer. Er zierte einige Blauwale; welch Ironie des Schicksals.

Jonas betrat die hinterste Duschkabine. Als er sich seine nassen und kalten Kleider vom Leib reißen wollte, stellte er fest, dass seine Hände fast taub waren und koordinierte Bewegungen kaum möglich waren. Was ihm sonst im Schlaf gelang, wollte kaum glücken. Eine gefühlte Ewigkeit benötigte er zum Entkleiden, um dann ein paar Augenblicke später ein unangenehmes Stechen im gesamten Körper zu spüren. Heiße Wasserstrahlen erreichten seine Haut. Das Gefühl kannte er von kalten Wintertagen in seiner Heimat, wenn er die Schuhe auszog und seine Füße am Feuer wärmte. Nur hier waren es nicht nur die Füße, die schmerzten, sondern sein gesamter Leib. Jonas ließ die letzten Stunden noch einmal Revue passieren und realisierte erst jetzt, wie knapp sie noch einmal davongekommen waren. Ein Blitz hätte sie treffen oder ein Erdbeben sie ins Tal spülen können. Wie Vater ihnen auf dem Hinweg zum Kormoran-Felsen erzählte, war nämlich genau das einmal passiert. Einst lebten Abertausende von Kaninchen auf dem Felsen, ausgesetzt wie die Schweine auf Campbell Island. Diese hatten ein gigantisches unterirdisches Netz gebaut, was dem Berg zusehends die Stabilität nahm und mit einer gewaltigen Matschlawine ihren traurigen Höhepunkt erreichte. Tausende Kaninchen verendeten im Wasser und die Inselbewohner

fassten fortan den Entschluss, die Kaninchen wieder auszusiedeln. Dennoch: Die unterirdischen Gänge blieben.

Jonas dachte weiterhin daran, dass sie im Sturzregen die Orientierung hätten komplett verlieren und mit einem unbedachten Schritt gefährlich tief hätten abstürzen können. Die Arctic Hope wäre zwar nicht ohne sie gefahren, ein Suchtrupp hätte sich nach ihnen aufgemacht, aber der Zeitplan der kostspieligen Expedition hätte durcheinandergewirbelt werden können. Drei Kreuze, dass am Ende bis auf ein paar nasse Klamotten und blaue Lippen alles gut gegangen ist.

Doch nicht nur Jonas hatte etwas zu verarbeiten. Auch Lia, Mutter und Vater machten sich gerade sicher so ihre Gedanken, da aus ihren Duschkabinen, abgesehen vom monotonen Plätschern des Wassers, kein Ton drang. Normalerweise würde Vater jetzt singen oder pfeifen, aber heute blieb es still.

Jonas schloss die Augen, als er den Kopf unter die Brause hielt. Das Wasser schmeckte etwas salzig und langsam wurde es kühler. Das im Boiler erhitzte Wasserkontingent näherte sich dem Ende. Jetzt noch ein paar Mal durchatmen und die Stille genießen!

Die Wellen wurden höher und Jonas musste sich ab und an festhalten, um nicht das Gleichgewicht zu ver-

lieren. Nun waren sie also bestimmt wieder auf hoher See und hatten die Bucht hinter sich gelassen. Und vermutlich würde es bald auch dunkel werden. Jonas betätigte noch ein letztes Mal die Duscharmatur und starrte gedankenverloren auf den Boden.

»Noch zwei Minuten, dann geht es weiter!«, sprach er sich vor. Nebenan verließen seine Eltern und Lia bereits die Duschen und föhnten ihre Haare. Mit etwas zeitlichem Abstand hatte auch Jonas seine Dusche beendet und gesellte sich an die Waschbecken, vor denen die anderen standen und sich im Spiegel zurecht machten.

»Das war knapp, oder?«, fragte er Mutter, die sich gerade kämmte.

»Ja, ich denke schon, Jonas«, sagte sie und Jonas wusste, dass die ganze Aktion auch bei ihr Spuren hinterlassen hatte.

Er erkannte es an der Nennung seines Namens, an *Jonas*. Mutter beendete jede Ansprache so, wenn sie in Sorge um ihn war oder etwas Unliebsames zu überbringen hatte. Zuletzt war es so beim Tod von Oma Inge. »Wir müssen, dir was sagen, Jonas!« Dieses *Jonas* hatte sich in sein Mark gebrannt. Heute hatte er es nach Monaten wieder vernommen. Mutter versuchte zu lächeln, aber das gelang ihr kaum.

Jonas überlegte, ob ihre Mutter Gewissensbisse hatte, weil sie ihre Kinder kurz vorm Südpol solch einer Gefahr ausgesetzt hatte.

Er versuchte ihr Gesicht zu lesen und sah sie über den Spiegel hinweg an. Mutter zeichnete gerade ihren Lidschatten nach. Sie war schön und eine große Wärme ging von ihr aus. An ihrem konzentrierten Blick konnte Jonas jedoch erkennen, dass sie sich Vorwürfe machte. »Du bist die beste Mama, die es gibt«, dachte er für sich und schickte ihr diesen Gedanken unauffällig zu. Zur Aufmunterung.

»Lasst uns gehen«, sprach Vater schließlich, »ich denke, wir könnten jetzt alle einen Kakao vertragen. Für eure Mutter und mich am besten mit Rum.«

Und dann verließen sie zu viert den Waschraum.

In neuen Klamotten – noch noch immer etwas fröstelnd – betrat Jonas sein Zimmer.

»Manaia, ich bin zurück«, flüsterte er, als er auf den Kleiderschrank blickte.

»Manaia?« Jonas machte einen Schritt auf den Schrank zu. »Manaia, ich bin´s. Wir sind zurück!« Wieder erhielt er keine Antwort. Jonas öffnete leise die Schranktür und fand auf dem Boden eine krause Decke vor. »Lass den Quatsch!«, sagte Jonas, noch immer flüsternd. Er hob die Decke. Aber darunter war nichts. »Hey, wo bist du?«

Nun sah er unter dem Bett nach, mehr Verstecke bot sein Zimmer nicht, abgesehen von der verschlossenen Kiste. Doch er konnte Manaia nirgends finden. Vor einige Minuten zitterte er noch vor Kälte, jetzt vor Angst. Und seine kleine Welt blieb stehen.

Hektisch rannte er zu seiner Mutter aufs Zimmer.

»Schnell, Mama, deine Schlüssel. Schnell!«

»Was ist denn mit dir los? Du bist ja ganz außer dir!«

»Ich brauche deine Schlüssel, Mama!«

Mutter, die auf ihrem Bett saß und gerade im Begriff war, sich einzucremen, sah ihn mit fragenden Augen an.

»Kannst du mir erklären, was los ist?«

Jonas antwortete mit aufgeregter, aber fester Stimme:

»Ja, das kann ich. Aber bitte komm erst einmal mit, wir müssen in den Kühlraum.«

Mutter – und dafür liebte Jonas sie – fragte nun nicht weiter nach, sondern tat so, wie Jonas es von ihr erbat.

Jonas spürte, wie die Anspannung in ihm übernahm, und war dankbar für die Unterstützung seiner Mutter. Weinend fiel Jonas ihr um den Hals.

»Manaia ist weg, wir müssen ihn suchen.«

»Manaia? Du wirst mir gleich sicher alles erklären, oder? Nun gut, dann machen wir uns jetzt auf die Suche.«

Schnell griff sie ihren Schlüssel und folgte Jonas, der bereits ein paar Meter vor ihr lief. Als sie den Kühlraum erreichten, war dieser abgeschlossen. Eilig verschafften sie sich Zutritt. Das Innere des Raumes war leer, ganz so, als wäre niemand hier gewesen. Auch in der Kühlkammer war keine Menschenseele.

»Hier habe ich ihn das erste Mal gesehen«, sagte Jonas, »danach ist er bei mir im Zimmer untergekommen.«

Mutter blickte ihn fragend an und wusste nicht, was Jonas von ihr wollte. Wer Manaia war. Warum dieser nun wieder weg sein sollte. Was sie aber tat, war für Jonas viel wichtiger: Sie glaubte ihm!

Kapitel fünfundzwanzig

WENDEPUNKT

Zurück auf der oberen Etage klopfte Jonas aufgeregt an Lias Zimmer und berichtete ihr blass von Manaias Verschwinden. Im Raum der Eltern beratschlagten sie dann gemeinsam – auch Vater hatten sie inzwischen eingeweiht – wie man nun am besten vorgehen sollte. Lia hatte fürchterliche Angst, dass man Manaia über Bord geworfen hatte und Jonas vermutete, dass er irgendwo auf dem Schiff eingesperrt wäre.

»Es nützt alles nichts«, sagte Mutter, »wir müssen Hajo sagen, dass er umkehren muss. Hier wird ein Junge vermisst!«

»Ein Junge, den niemand auf dem Schiff zuvor gesehen hat. Nur Jonas und Lia, ist das richtig?«

»Zweifelst du an unseren Kindern?«, reagierte Mutter schnippisch.

»Nein, du verstehst mich falsch. Ich zweifle nicht«, entgegnete Vater, »aber ich vermute, dass der Kapitän und alle anderen schwer davon zu überzeugen sind, wegen eines Jungens umzukehren, von dem keiner weiß, dass er jemals hier an Bord war!«

»Seit wann interessieren Dich die anderen?«, fragte Mutter kopfschüttelnd und tastete nach ihrem Walkie-Talkie.

»Zu einer kurzen, außerplanmäßigen Konferenz bitte ich alle Wissenschaftler in fünf Minuten in Laborraum 4 zu erscheinen. Danke. Ende und Aus!«

»Wieso drehen wir nicht sofort?«, fragte Lia, »wenn er doch über Bord geworfen wurde? Wieso warten wir noch fünf Minuten?«

Mutter sah ihr tief in die Augen.

»Wenn er wirklich ins Wasser gefallen wäre, dann wäre er jetzt bereits tot. Das Wasser hat keine 5 Grad.«

Mutter blickte als erstes in den Flur und vergewisserte sich, dass der Funker und sein Komplize nirgends zu sehen waren. Dann schickte sie Vater und die Kinder vor in ihr Labor. Selber ging sie unauffälligen Schrittes in den Gesellschaftsraum, wo sie den wenigen, die sie per Funk nicht erreichte, klar machte, dass noch eine kurze abendliche Konferenz anstehen würde.

Im Laborraum angelangt warteten sie einige Minuten bis zum Eintreffen aller anderen. Als Mutter kurz durchzählte, ob denn tatsächlich alle Wissenschaftler anwesend wären, schloss sie die Tür und erhob die Stimme.

»Meine sehr verehrten Damen und Herren, liebe Freunde. Zunächst einmal vielen Dank, dass sie es so

schnell und unkompliziert einrichten konnten, nach diesem langen Tag noch einmal kurz zusammenzukommen. Liebend gerne hätte ich darauf verzichtet, aber jüngste Geschehnisse machen es notwendig. Ich sage es geradewegs heraus: Wir müssen noch einmal umkehren und zurück nach Macquairie Island fahren.«

Eine Stimme unterbrach Mutter.

»Aber was ist mit unserem Zeitplan? Das wirft uns mindestens um zwei Stunden zurück.«

»Das wird nicht zu vermeiden sein«, sagte Mutter und hatte nun Mühe, gegen das Raunen anzureden. »Mein Sohn und meine Tochter haben eine Entdeckung gemacht und ich bitte sie – bitte euch – um vollste Unterstützung. Viel mehr kann ich zum jetzigen Zeitpunkt noch nicht sagen, außer, dass Teile der Crew gegen uns agieren. Was genau sie vorhaben, wissen wir noch nicht. Wir vermuten nur.«

»Sie vermuten nur?«, fragte einer der Wissenschaftler, der kürzlich erst das Schiff betreten hatte.

»Was überzeugt sie, dass die Vermutung stimmt? Und was bedeutet *gegen uns agieren*? Und warum sollten wir den Kindern Glauben schenken? Verstehen sie mich bitte nicht falsch, ich frage nur. Wie sie sicher wissen, braut sich von Osten her eine große Unwetterfront zusammen, in die wir nicht geraten sollten.«

Mutter wusste vom Unwetter, die ersten Ausläufer hatte sie am eigenen Leib gespürt, und fühlte sich genö-

tigt, weitere Details zu verraten, um die Teilnehmer hinter sich zu wissen: »Nun gut. Es sind Fotos aufgetaucht, die zeigen, wie Crewmitglieder vor der Abreise mit Geld bestochen wurden.«

»...Um was zu tun?«, wollte jemand wissen.

»Wenn wir das wüssten. Aber es liegt nahe, dass sie hier – an Bord oder an Land – etwas im Schilde führen oder vermutlich schon getan haben. Ich bitte sie um absolute Diskretion und das, was ich jetzt sage, darf diesen Raum niemals verlassen. Habe ich ihr Vertrauen?«

Mutter sah sich um und blickte in ungläubig nickende Gesichter. »Gut! Ein Junge – nicht meiner, sondern ein anderer – war den Tätern bereits auf der Schliche und wird seit einer guten Stunde oder länger vermisst.«

Eine Stimme unterbrach sie erneut:

»Woher wissen sie das? Hatten sie Kontakt zum Festland? Von wo soll er denn verschwunden sein?«

»Von hier!« Jonas hatte sich von seinem Platz erhoben und sich nun neben seine Mutter gestellt.

»Von hier ist er verschwunden. Ich habe ihn heute Morgen noch gesehen; er hat sogar bei mir im Zimmer übernachtet!«

Jonas' Stimme klang klar und selbstbewusst. »Wir müssen ihn suchen, vielleicht ist er noch auf der Insel!«

Seine Worte hatten gesessen. Nachdenkliches Stauen machte sich breit und wich erst nach einigen Sekunden aufkommendem Getuschel.

Mutter ergriff wieder das Wort: »Ich werde jetzt zum Kapitän gehen und ihn darum bitten, umzukehren. Und sie bitte ich eindringlich, sich nichts anmerken zu lassen. Unter dem Vorwand, noch ein wichtiges Instrument austauschen zu müssen, verlassen gleich einige von uns die Insel und machen sich auf die Suche. Wer fühlt sich dazu in der Lage?«

Zaghaft hoben zwei Forscher ihre Hände und sahen sich um. Weitere folgten. Auch Jeff und Said meldeten sich.

Beeindruckt von der Hilfsbereitschaft und dem Rückhalt, brachte Mutter zunächst nur ein zittriges »Dankeschön« hervor.

Mutters Knie wurden schwach und alles drehte sich um sie herum. Sie mussten sich augenblicklich festhalten, um nicht zu stürzen. Aber das war kein Schwindelanfall, auch die anderen suchten an Wänden und Tischen Halt. Das Schiff vollzog eine unbequeme Wendung. Mutter suchte Jonas und Lia, um zu sehen, ob es ihnen gut ging. Jonas war in ihrer Nähe, aber wo war Lia? Mutter sah sich um.

»Lia, bist du da?«

Nach quälenden Sekunden erblickte sie ihre Tochter, wie sie gerade zur Tür hereinkam.

»Wir hatten keine Zeit zu verlieren. Ich habe Hajo gesagt, dass er unbedingt wenden müsse.«

Und das hatte er scheinbar gerade getan.

Mutter wählte sieben Leute aus, mit denen sie die spätere Suche nach Manaia bestreiten wollte. Diese sollten gleich noch einige Minuten im Labor bleiben, um gemeinsam abzusprechen, wie sie die Sache angehen sollten.

Dann richtete sie das Wort an den Rest: »Und euch bitte ich, nun wieder zu gehen und sich unauffällig zu verhalten. Und noch einmal: Vielen, vielen Dank!«

Dann durchdachten sie gemeinsam alle Möglichkeiten und fassten schließlich den Entschluss, zwei große Instrumentenkisten auf die Insel bringen zu wollen; natürlich befand sich da nichts Wichtiges drin, genauer gesagt nur ein wenig abgestandene Luft, es wahrte aber den Schein. Und dann wollten sie in Zweier- und Dreiergruppen die Insel Nahe der Anlegestelle und die umliegenden Häuser nach Auffälligkeiten untersuchen. Mit etwas Glück hätten sie noch eine gute Stunde Zeit, um das Tageslicht zu nutzen. Jonas und Lia waren bei der gesamten Planung anwesend und stimmten den Vorschlägen zu. Gerne wären sie mit dabei gewesen, aber Mutter hatte es ihnen zum Gesprächsbeginn bereits verboten. »Auf keinen Fall!«, hatte sie gesagt.

Nachdem Jonas und Lia immer wieder anboten, mitzukommen, und zum Schluss erneut die Frage aufwarfen, warum sie nicht mit dabei sein dürften, wurde Mutter ungehalten: »Was wäre ich bloß für eine schlechte Mutter, wenn ich Euch – erneut – in eine solche Gefahr bringen würde!«

Wo normalerweise keine Widerworte erfolgten, sagte Lia nun jedoch etwas Entscheidendes:

»Wenn du uns nicht in Gefahr bringen willst, musst du uns mitnehmen. Du hast doch gerade selbst gesagt, dass manche von der Crew es nicht gut mit uns meinen. Oder? Also ist es auf dem Schiff zu gefährlich. Dann gehen wir lieber mit dir und deinen Freuden auf die Insel.«

Peng, das hatte gegessen! Lias Worte standen nun im Raum und jeder Anwesende wusste, dass man ihrer Argumentation nichts entgegenhalten konnte. Auch Mutter wusste das. Sie schnaufte.

»Ist gut, ihr beiden kommt mit. Aber«, dann erhob sie ihre Stimme, »ihr bleibt die ganze Zeit bei Jeff und mir. Die ganze Zeit, verstanden?«

Lia und Jonas nickten.

Und Vater? Den ließen sie an Bord, um den Familienausflug nicht noch größer ausfallen zu lassen. Und natürlich, um dem Funker und seinem Komplizen auf die Finger zu schauen. Vielleicht ja dieses Mal mit etwas mehr Erfolg.

Kapitel sechsundzwanzig
VERZWEIFELTE SUCHE

Der Wellengang ließ nach und schon bald würde die Arctic Hope wieder vor demselben Strand ankern. Der freiwillige Suchtrupp stand mit den beiden Kisten bereits an Deck und wartete auf die Ankunft. Dann lief es ab wie immer. Das Beiboot wurde ins Wasser gelassen, die Kisten behutsam mit dem Ladekran verladen und dann stieg man hinab. Am Strand angelangt, halfen alle acht Erwachsenen – vielleicht etwas übertriebener als sonst – beim Tragen der Kisten.

Diesmal führte sie der Weg nicht zum Haupthaus, sondern geradewegs in eine der Forschungsstationen. Klugerweise wählten sie hierfür ein Haus in der zweiten Reihe aus, um nicht direkt vom Schiff gesehen werden zu können. Nachdem sie die Kisten abgestellt hatten, verschwanden sie über den Hintereingang des Gebäudes. Vorab hatten sie festgelegt, wer welches Gebäude auf der Insel absuchen sollte und wie sie auf Rückfragen reagieren sollten; sofern denn welche kamen. Glücklicherweise kamen sie gerade zur Abendessenszeit an, sodass sie nur auf wenige verdutze Men-

schen trafen. Die Ausrede war immer die gleiche: Sie hätten etwas vergessen, was für ihre weitere Forschungsreise absolut notwendig wäre. Und um nicht als komplett blöd dazustehen – schließlich kennt ein Forscher sein Equipment und hat darauf aufzupassen – würden sie für jemand anderen suchen. Einen Rucksack oder so? Ob dieser hier nicht gefunden wurde? »Nein? Dann müssen wir weitersuchen!«

Mutter, Jeff, Said, Lia und Jonas strömten nach Südosten aus, wo sie die letzten vier Häuser der Siedlung in Betracht nehmen sollten. Die ersten beiden Häuser gleichen einem heruntergekommenen Holzverschlag, wie man ihn von stillgelegten Sägewerken kennt. Vielleicht waren es einmal Lagerräume. Durch die teils zerbrochenen Fensterscheiben waren diese gut einsehbar. Hierher hatte sich scheinbar schon länger kein Mensch mehr verirrt. Der Zutritt zum dritten Haus blieb ihnen – zunächst – verwehrt, aber im vierten, dem letzten, Haus, brannte Licht.

Jeff klopfte an die Türe, aber nichts passierte. Er klopfte erneut, diesmal etwas fester. Durch das Milchglas konnte er erkennen, wie jemand auf ihn zutrat und die Tür einen Spalt öffnete. Es erklang italienische Musik und zu ihrer freudigen Überraschung trafen sie auf die italienischen Forscher.

»Ciao, was macht ihr denn wieder hier? Mama mia! Sind die sechs Monate schon wieder um?«

»Nein, Stephano. Wir suchen jemanden!«, sagte Mutter und hatte damit ganz nebenbei die beiden Männer mit in den Fall gezogen. »Einen Jungen. Habt ihr ihn gesehen?«

»Wie alt soll er sein?«

»Etwa 14 Jahre.«

»So jung? Nein, wir haben bislang nur Erwachsene gesehen! Keine Bambini.«

»Und was ist mit diesem Haus dort?«, fragte Mutter und zeigte auf das dritte Gebäude.

»Da arbeiten wir ab morgen. Wollt ihr sehen?«

»Wenn es euch nichts ausmacht, sehr gerne.«

Mutter vertraute natürlich ihren Kollegen, aber sie wollte auf Nummer sicher gehen und jeden Stein umdrehen. Als sie das Gebäude – ein schmaler Bau von gerade einmal 25 Quadratmetern – betraten, merkten sie schnell, dass auch hier niemand war.

»Habt ihr eine Idee, wo man sich hier noch verstecken könnte?«, fragte sie.

Die Italiener sahen sich an: »Grande isola, große Insel! Hier gibt es tausende Möglichkeiten!«

»Aber was ist denn noch in der Nähe?«, wollte Jonas wissen.

»Wart ihr schon in der alten Walfängerhütte? Am Spiaggia?«

Jonas war wie elektrisiert: »Die alte Walfängerhütte! Ja, Das könnte es sein! Wie gelangt man dorthin?«

Gemeinsam traten sie vor die Tür. Stephano deutete mit der Hand von der Siedlung weg. »Ihr geht diesen Weg dort entlang und nach zwei Kilometern findet ihr ein Haus, ihr könnt es nicht verpassen. Adam hat uns den Weg verraten, aber selber waren wir noch nicht dort. Wenn ihr wollt, begleiten wir euch! Comprendre?«

Die Sonne war inzwischen untergegangen und sie mussten sich beeilen, um nicht bei völliger Dunkelheit die Hütte zu erreichen. Je weiter sie die kleine Siedlung verließen, desto wilder und verwachsener wurde der Weg. Gräser wuchsen bereits über den Pfad und Äste, die im Halbdunkel kaum mehr sichtbar waren, knackten unter ihren Füßen. Beim Gedanken an den Rückweg bekam Jonas schlottrige Knie. Noch ging es, aber wie würde es sein, wenn es erst einmal dunkel wird? Klar, sie hatten Taschenlampen dabei, aber Mutters schwächerndem Lichtkegel nach zu urteilen würde die erste gerade einmal für den Hinweg reichen.

Neben ihnen rauschte das Meer und es gab nicht wenige Stellen, an denen man bedrohlich tief hinabstürzen könnte. Zudem war der Boden vom vorausgegangenen Sturzregen durchnässt und glitschig. Der Gedanke an Manaia trieb Jonas' Füße jedoch voran und auch

Lia konnte Schritt halten. Und sie waren zu siebt und sprachen sich gegenseitig Mut zu.

Nach einer gefühlten Ewigkeit erreichten sie die alte Holzbaracke. Je näher sie traten, desto zerfallener wirkte sie und es glich an ein Wunder, dass diese bei der hiesigen Witterung noch stand. Sie thronte auf einer kleinen Anhebung, nah am Wasser, und trotzdem sicher vor den Fluten. Jeff versuchte die Eingangstür zu öffnen, doch diese war mit einem Vorhängeschloss abgesperrt.

»Komisch«, murmelte er, »an dem Schloss sind keinerlei Rostspuren erkennbar.«

Sie gingen um die Hütte herum und wollten einen Blick durch das einzige Fenster werfen. Vergeblich. Ein Vorhang versperrte ihnen die Sicht.

»Was sollen wir tun?«, fragte Lia.

»Bando all chiacchiere! Einfach Eintreten«, entgegnete Bruno, der andere Italiener, und kaum hatte er dies gesagt, folgte ein beherzter Tritt gegen die Holztür. Rumpelnd fiel diese zu Boden und die letzten Tageslichtstrahlen drangen in den Raum. Es roch moddrig und die Luft war nebelfeucht. Jeff trat als erster in den Raum und suchte diesen mit der Leuchte ab. Es war dunkel und der Raum zudem so zugestellt, dass eine Orientierung schwer möglich war.

Jeff hatte bereits drei der vier Ecken inspiziert, aber Nichts und Niemanden entdecken können. Mit Hilfe der Taschenleuchte nahm er nun die letzte Ecke in Augenschein. Aufgetürmt an einem angeschimmelten Dachbalken standen dort zahlreiche Holzbohlen, die dem Anschein nach für eine anstehende Renovierung vorgesehen waren. Dahinter – soweit Jeff das erkennen konnte – musste sich ein Hohlraum befinden. Die Bodendielen knarrten beängstigend, als Jeff weitere Schritte in die Baracke setzte. Ein bedrohliches Knirschen gab auch die Dachkonstruktion von sich, die als Ständerwerk mit Wand und Boden verbunden war. Endlich war Jeff soweit vorgedrungen, dass er hinter die aufgetürmten Bohlen blicken konnte.

»Und?«, hörte er die anderen von außen ungeduldig fragen, »was siehst du?«

Jeff war klar, dass man von ihm nun eine Antwort erwartete, doch er konnte keine zufriedenstellende Antwort geben. Es tat ihm leid, die anderen enttäuschen zu müssen. »Nichts, nur ein paar Stühle. Verdammt!«

Die Enttäuschung stand den Wartenden ins Gesicht geschrieben, geknickt drehten sie sich weg. Lia starrte gedankenlos Richtung Meer und Jonas' Blick suchte Halt im Wolkenhimmel.

»Na, dann komm vorsichtig zurück«, sprach Mutter, »vielleicht hatten die anderen ja mehr Erfolg.«

Auch Mutter blickte nun ins Leere und legte ihre Hand auf Lias Hinterkopf. Lia weinte leise. Dann wurden sie durch ein lautes Poltern aus ihrer Starre aufgeschreckt.

»Jeff, alles ok bei dir? Bist Du gestürzt?«

Sofort drehte sich Mutter um und strahlte mit ihrer Leuchte in die Hütte. Dort stand Jeff in der Raummitte auf sicheren Beinen.

»Das war ich nicht, das Geräusch kam von unterhalb!«

Doch wo genau kam das Poltern her? Und wie konnte man dorthin gelangen? Während die beiden Italiener von außen den Zugang zu einem möglichen Keller suchten, zogen und drückten die anderen innerhalb der Hütte an jeder Bohle, um zu schauen, ob es welche gab, die nicht fest waren. Jeff gelang es schließlich, mit größter Gewalt eine Bohle aus der Verschraubung zu reißen. Mit vereinten Kräften lösten sie diese ganz, standen jedoch vor weiteren Schwierigkeiten. Denn scheinbar war nur ein Teil der Hütte unterkellert. Hier drunter jedenfalls befand sich festes Erdreich. Obwohl sie dem Ziel so nahe waren, überkam sie die Angst, es nicht rechtzeitig zu Manaia zu schaffen. Hatte er genug zu trinken? Ging es ihm einigermaßen gut? Jonas war beruhigt, dass Manaia regelmäßig klopfte, obwohl ihn irritierte, dass er nicht mit ihnen sprechen wollte. Auch wenn es noch keinen Beleg dafür gab, dass

der Mensch unter ihnen Manaia war, zweifelte Jonas keine Sekunde daran.

»Was ist mit den aufgestellten Balken dort?«, sprach Mutter. »Warum stehen diese da rum? Sollte man Balken zum Lagern nicht hinlegen, da sie sich sonst verziehen?«.

Die Balken, sicher.

»Helft mit, wir müssen diese auf Seite tragen«.

Gemeinsam trugen sie Balken um Balken auf die andere Seite des Raumes, wo sie sie auf dem Boden stapelten. Mit jedem zur Seite geschafften Balken wurde klarer, dass Mutter richtig lag.

Eine hölzerne Falltüre zeigte sich. Gleich ist es geschafft, jetzt nur noch öffnen und... Drei Taschenlampekegel auf einmal strahlten nach unten. Manaia lag gefesselt an einem Stuhl auf dem Boden und blinzelte seine Helfer mit zusammengekniffenen Augen an. Im Mund hatte er einen Knebel, der ihm das Sprechen untersagte. Das Poltern, so schlussfolgerte Jonas, hat Manaia wohl selber verursacht, als er absichtlich mit dem Stuhl umfiel. Seine Rettung.

Eine schmale Leiter führte zu ihm. Das kleine Verließ lag gerade einmal anderthalb Meter unter dem Fußboden und diente den alten Walfängern allem Anschein nach als Vorratskammer. Unter der Erde war die Temperatur konstanter und die Nahrungsmittel

dadurch länger haltbar. Einige Tonschalen und Gläser standen am Boden herum. Daneben lagen eine Wolldecke, ein paar gefüllte Wasserflaschen und einige Tüten Nüsse.

Jonas war der erste, der zu Manaia hinabstieg. Zunächst nahm er ihm den Knebel ab.

»Manaia, da bist du ja! Du kannst dir gar nicht vorstellen, welche Sorgen wir uns gemacht haben! Komm, ich helfe dir hoch!«

Auf dem Rückweg erzählte Manaia allen, wie er in die Hütte gekommen war. Oder besser gesagt, dass er nicht wusste, wie er dorthin gelangt war. Was er jedoch eindeutig sagen konnte, war, was sich in der Kiste, die in Jonas' Kajüte steht, befindet.

»Auf einmal kam Miguel in dein Zimmer, Jonas. Gerade noch konnte ich mich im Schrank verstecken, aber die Decke war zwischen den Türen eingeklemmt. Von meiner Position aus konnte ich erkennen, wie er zusammen mit einem anderen Mann die Truhe in Deinem Zimmer geöffnet und Dutzende Vogeleier hineingelegt hat. Er hat sie auf Stroh gebettet, dann eine Rotlichtlampe über sie gestellt und schließlich die Kiste wieder verschlossen. Beim Rausgehen muss er mich dann im Kleiderschrank entdeckt haben. Und danach kann ich mich an nichts mehr erinnern!«

»Dass du die Verbrecher auf frischer Tat ertappt hast, war heldenhaft!«, richtete Mutter ihre Worte direkt an Manaia. »Die Eier, von denen du erzählst, sind sicher Kormoraneier und so ziemlich die kostbarsten Eier auf der Welt. Immer mal wieder fallen diese in die falschen Hände.«

Während Jeff vorausging und die Gruppe sicher durch das unwegsame Gelände führte, erzählte Mutter, was sie alles über die Eier wusste. Sie berichtete davon, dass in Japan, China und Vietnam Kormorane zum Fischen verwendet würden und in bestimmten Gesellschaftsschichten derzeit sehr angesagt seien. Unter Geschäftsleuten habe sich zuletzt eine richtige Community entwickelt und es gehöre zum guten Ton, selber solch einen Jäger abgerichtet zu haben. Für eine gut funktionierende Tötungsmaschine könnten leicht einmal 15.000 Dollar über die Ladentheke wandern. Anschließend zähme man diese Tiere und richte sie förmlich ab. Zum Abschluss bekämen sie einen Ring um den Hals gelegt und würden dann auf die Jagd geschickt.

»Die Beute muss dann der Meister, wie man sagt, nur noch aus dem Hals ziehen. Sie wird ihm quasi auf dem Tablett geliefert!«

»Was würdest du mit 15.000 Dollar tun, Manaia«, fragte Jonas, als sie die ersten Lichter der Siedlung vor Augen hatten.

»Ich würde mir einen neuen Turnbeutel kaufen und dann... dann würde ich meine Freunde zu mir einladen. Ja, das würde ich tun!«

Kurz darauf waren sie wieder an der Siedlung angekommen, wo die anderen Forscher auf ihre Rückkehr warteten. Was staunten diese, als Jonas und Lia plötzlich mit Manaia in ihrer Mitte aufkreuzten! Die Freude war gewaltig. Genau wie der wieder erstarkte Tatendrang, das Kapitel dank des schlussendlich guten Ausgangs nun ein für alle Male zu Ende zu schreiben und die Übeltäter zur Rechenschaft zu ziehen.

Gemeinsam überlegten sie nun, wie man die Rückreise geschickterweise antreten würde. Auch wenn es Manaia auf den ersten Blick nicht gefiel, bestand der Plan darin, ihn in eine der zuvor ausgeladenen Kisten zu sperren und auf diesem Wege wieder an Bord zu tragen.

Später willigte Manaia mangels Alternativen dann doch ein: »Ich war in den letzten Tagen so oft eingesperrt. Macht mit mir, was ihr wollt, aber lasst mich bitte nicht fallen.«

Und auch Jonas kam bei den ganzen Überlegungen ins Grübeln. Warum haben der Funker und sein Komplize Manaia nicht direkt über Bord geworfen, als er sie auf frischer Tat ertappt hat? Die Frage traute er sich Manaia nicht zu stellen, gleichwohl hatte er bereits eine Antwort parat. Sie WOLLTEN, dass er gefunden wird.

Daher auch die Decken und die Nahrungsmittel. Aber erst nach zwei Wochen, wenn die Arctic Hope wieder den Hafen von Dunedin erreicht hätte und der Funker und sein Komplize längst über alle sieben Berge verschwunden wären. Und die Inselbewohner mit der Restaurierung der Walfängerhütte begonnen hätten. Das machte die Sache zwar nicht unbedingt besser, half aber Jonas, über die Entführung seines Freundes besser hinwegzukommen.

Während die Erwachsenen anschließend über das Vorgehen an Bord nachdachten und überlegten, wie und wo man den Funker und seinen Komplizen am besten dingfest machen könnte, ließ Jonas den Fall noch einmal Revue passieren: Wollten die beiden Verbrecher Jonas etwa alles in die Schuhe schieben? Einem 11-jährigen? Nein, wohl kaum. Aber warum war ausgerechnet sein Zimmer zum Tatort geworden? Die Antwort lag auf der Hand: Erst am Tag der Abreise hatten sie ihm das Zimmer zugeteilt, ursprünglich war es für jemand anderen vorgesehen. Und Jonas wusste auch für wen: Jemand Kahlköpfigen. Die vierte Person auf den Fotos im Café. Aber diesen Hinweisen würde er in Ruhe einmal nachgehen wollen, vielleicht in einer Fortsetzung. Nicht jetzt. Jetzt freute er sich zunächst einmal, dass alles eine gute Wendung genommen hatte und Manaia, abgesehen von einer kleinen Wunde am Kopf, wohlauf war.

Kapitel siebenundzwanzig
AM ANDEREN ENDE DER LEITUNG

Nachdem die Forscher und die Kinder – und auch Manaia in der Kiste – wieder auf der Arctic Hope angekommen waren, verteilten sich die Erwachsenen arbeitsam in alle Richtungen. Ein Teil, so erfuhr Jonas später, bestückte die Kältekammer mit Decken, Matratzen und Lebensmitteln. Ein anderer Teil wiederum sicherte in Jonas Kajüte die Beweise. Die Eier wurden fotografiert, Fingerabdrücke genommen und von zwei Freiwilligen wieder zu ihren Nestern gebracht. Das dauerte. Zeit genug also, um den Funker und seinen Komplizen zu stellen und sie mit Besenstielen und Holzlatten zum Gang in die Kältekammer zu bewegen. Zunächst stritten sie alles ab, als Mutter ihnen dann aber von den Fotos im Café erzählte und ihnen den Turnbeutel vor die Nase hielt, der unter ihrem Bett lag, war alle Abrede erfolglos.

Zeitgleich wurde viel telefoniert: Hajo horchte bei der Küstenwache nach, wie man die beiden Ganoven am schnellsten aufs Festland bekäme, Lia telefonierte –

diesmal ohne Zeitvorgabe – mit Opa Gustav, dem sie von ihren Detektivabenteuern erzählte. Und Manaia meldete sich bei seinem Bruder und im Heim. Er wäre mit ein paar neuen Freunden nur noch kurz am Südpol, dann käme er auch schon wieder zurück. Sie sollten sich keine Sorgen machen.

Und Jonas? Als sich die Aufregung an Bord etwas gelegt hatte, die Arctic Hope wieder den Weg nach Süden eingeschlagen hatte und bereits wieder auf offenem Meer war, bat er Hajo, ihn für ein paar Minuten allein auf der Brücke zu lassen. Am anderen Ende der Welt klingelte das Telefon. Ida nahm ab.

ENDE



LOVE YOUR MOTHER.

INHALT

1	<i>Fahrt aufnehmen</i>	1
2	<i>Ostwärts</i>	16
3	<i>Der Vorhang fällt</i>	21
4	<i>Wie Dominosteine</i>	35
5	<i>Licht und Schatten</i>	45
6	<i>Volle Fahrt voraus</i>	51
7	<i>Knurrende Mägen</i>	59
8	<i>Die Würfel gefallen</i>	67
9	<i>Zum Geburtstag viel Glück</i>	71
10	<i>Nächtliche Geister</i>	78
11	<i>Land in Sicht</i>	85
12	<i>Klarschiff machen</i>	93
13	<i>Im Blitzlicht</i>	104
14	<i>Seemannsgarn</i>	118
15	<i>Spuren lesen</i>	123
16	<i>Aus dem Nichts</i>	127
17	<i>Auf den letzten Meter</i>	137
18	<i>Wachablösung</i>	144
19	<i>Auf einer Wellenlänge</i>	153
20	<i>Letzte Absprachen</i>	158
21	<i>Abgeschiedene Strände</i>	161
22	<i>Wegweisungen</i>	166
23	<i>Aufgeflogen</i>	173
24	<i>Vom Erdboden verschluckt</i>	180
25	<i>Wendepunkt</i>	187
26	<i>Verzweifelte Suche</i>	194
27	<i>Am anderen Ende der Leitung</i>	206